Band 976 ● 2,20 DM

Neuer Roman

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Die Leichen der schönen Charlotte

Band 976 ● 2,20 DM
Schweiz Fr 2,20 / Österreich S 16
Frankreich F 10,00 / Italien L 2800 / Niederlande f 2,90 / Spanien P 275





Die Leichen der schönen Charlotte

John Sinclair Nr. 976

Teil 1/2

von Jason Dark

erschienen am 25.03.1997

Titelbild von Oliviero Berni

Sinclair Crew

Die Leichen der schönen Charlotte

Als Dick Stevens aus dem dunkelblauen Golf stieg, drückte er die Tür sehr leise zu. Er blieb für einen Moment stehen, um seine rechte Hand über das dunkle und kühle Metall der Waffe gleiten zu lassen, die hinten in seinem Hosenbund steckte. Er tat ansonsten nichts. Ein einsamer Mann blieb auf der Stelle stehen, wie jemand, der zu einem Opfer dieser dunklen, wolkenverhangenen Nacht werden wollte, die so gar nicht zu einem Sommermonat wie dem Juni paßte. Er hatte günstig geparkt. Nicht zu nahe an seinem Ziel, auch nicht zu weit weg, denn von seiner Position aus konnte er das Haus sehen, in dem sie wohnte. Dick atmete tief durch. Er konnte es sich noch immer nicht vorstellen, aber das war die Adresse. Daran änderte sich nichts. Es gab nur dieses eine Haus, aber es schimmerte kein Licht hinter den Fenstern, und so fragte sich der Mann, ob er von der jungen Frau nicht versetzt worden war…

Sie hieß Charlotte. Das hatte sie am Telefon gesagt. Und sie hatte ihm den Weg beschrieben. Zudem hatte sie noch hinzugefügt, wie sehr sie sich über sein Kommen freute.

Das wollte er einmal dahingestellt sein lassen, denn zum reinen Vergnügen war er nicht um diese Stunde erschienen. Noch knapp dreißig Minuten bis Mitternacht, doch Mädchen wie diese Charlotte waren immer im Dienst. Auch in der Nacht, denn sie verdeckte alles. Besonders die dunklen Triebe der Menschen.

Dick Stevens lächelte, als er daran dachte. Es war ein bitteres Lächeln. Er fühlte sich plötzlich noch unwohler, ging zur Seite, wobei sich sein Gesicht verzog, als er von einem Blatt gestreift wurde, das von einem tiefhängenden Ast hing.

Jetzt sah er auch den Brunnen. Möglicherweise war er ihm schon vorher aufgefallen, nun schälte er sich deutlicher hervor. Ein Brunnen wie hundert andere auch, nichts Besonderes, gemauert, aus der Erde hervorschauend, aber auf eine gewisse Art und Weise anders. Er konnte den Grund nicht nennen, er wußte auch nicht, weshalb dieses Frösteln über seinen Rücken rann.

Eine Vorahnung?

Er atmete tief aus. Ein kalter Schauer rann den Rücken hinab. Das Herz klopfte schneller, und Dick ärgerte sich darüber. Nicht daß er hier die Nerven verloren hätte, aber es war ihm schon komisch, diese Reaktion an sich zu spüren.

Er ging auf den Brunnen zu. Das Haus hatte er vergessen. Der Brunnen zog ihn an wie ein Magnet aus Eisen. Und immer wieder ließ er seine Blicke wandern, wobei er die Augen bewegte wie jemand, der schielte.

Süß, blond und lieb, hatte sie in der Anzeige geschrieben. Eine junge Frau, die Männerträume erfüllte. - Träume, die aber auch tödlich enden konnten.

Es gab den Verdacht, und Dick Stevens war angesetzt worden, um ihn zu einem Beweis werden zu lassen.

Nichts war zu hören. Satt und dicht lag die Stille über der Umgebung. Das Wolkenmeer schwebte dunkel über ihm. Es sah gar nicht so weit entfernt aus, dennoch war es sehr weit weg und verdeckte zudem das Licht der Gestirne.

Das Erdreich war ebenfalls dunkel. Hier und da wuchsen kleine Grasinseln. Sie waren so dicht wie das gesunde Haar auf dem Kopf eines Menschen.

Wo steckte sie?

Im Haus? Er wollte nicht daran glauben. Es war einfach zu dunkel. Er war als Kunde erschienen.

Sie hätte ihm eigentlich eine Nachricht zukommen lassen können, das aber hatte sie nicht getan.

Weder optisch noch akustisch, und so befürchtete er, in eine Falle gelockt zu werden.

Dick grinste hart. Er schüttelte den Kopf. Falle! Beinahe hätte er sogar gelacht. Wie oft hatte man versucht, ihn, den verdeckten Ermittler, in eine Falle laufen zu lassen. Aber das war der Gegenseite nie gelungen. Er hatte sich immer wieder herauswinden können. Er hatte diese Fallen gerochen, und auch hier würde er nicht hineintappen. Vor allen Dingen dann nicht, wenn sie von einer Frau gestellt wurde. Daß sie ihn erschießen würde, daran konnte er nicht glauben, obgleich sich seine Gestalt trotz der Dunkelheit deutlich vom Boden abhob.

Der Wind flüsterte nur. Er war kühl. Am nächsten Tag sollte es wärmer werden, aber bis dahin hatte er noch Zeit, viel Zeit sogar. Außerdem konnte in den folgenden Stunden noch viel geschehen.

Der Brunnen stand im Weg.

Dick Stevens lächelte über sich selbst. Er hatte ihm nichts getan, doch kam er ihm deplaziert vor.

Zugleich strömte der Brunnen etwas aus, mit dem er nicht zurechtkam. Er war mitten in das Gelände hineingesetzt worden, einfach so, ohne Motiv und…

Er blieb stehen.

Nicht grundlos.

Das helle Frauenlachen hatte ihn erschreckt!

***

Dick Stevens bemühte sich, ruhig zu bleiben. Er brachte seine Hand auch nicht in die Nähe der Waffe und versuchte, sich zu entspannen und locker zu sein.

»He!«

Ein leiser Ruf nur, aber er hatte ihn gehört. Und diese Stimme war dort erklungen, wo sich auch der Brunnen befand.

»Komm her!«

»Ich bin schon da.«

»Ja, ich sehe dich.«

»Dann zeig dich, Charlotte…«

»Toll, daß du meinen Namen behalten hast.« Es folgte ein Kichern, das ihm etwas zu schrill klang.

Aber er sah die Bewegung am Brunnen, und zwar an der Seite, gegen die er nicht schauen konnte.

Jemand schob sich hinter dem Mauerwerk hervor, und Dick Stevens hielt unwillkürlich den Atem an, weil er einfach das Gefühl hatte, einem Engel zu begegnen. Es war eine helle Gestalt, die sich in die Dunkelheit hineindrückte und sich dabei aus dem Schatten des Brunnens löste. Hell und blond.

Jung und verführerisch. Die Frau strich mit beiden Händen ihr langes Haar zurück und zeigte ein lockendes Lächeln, bevor sie sich drehte und auf dem Rand des Brunnens ihren Platz fand.

Dabei drehte sie sich dem Wind zu, der mit dem dünnen Kleiderstoff spielte und ihn eng an den Körper schmiegte.

So wie Charlotte war kein Callgirl angezogen, das wußte er auch, denn wer von diesen Frauen trug schon ein hochgeschlossenes Kleid? Aber gerade dieses Outfit machte sie so sexy und verführerisch, da zu sehen war, daß sie sonst nichts unter dem Kleid trug.

Dick ging langsam auf die Frau zu. Die dunkleren Brustwarzen drückten sich gegen das dünne Gewebe. Es sah so aus, als zeichneten sich kleine Kirschen darunter ab.

Auch die langen Beine waren zu sehen, bis weit hinauf. An den Füßen trug sie dünne, helle Schuhe, und sie wippte mit dem rechten Bein.

Eine Verführung, wie sie in ein Märchen gepaßt hätte. Irgendwo erlebte der Kunde ja ein modernes Märchen, wenn er Charlotte in der Einsamkeit besuchte.

Dick Stevens blieb stehen. Er war ein breitschultriger Mann. Knapp unter dreißig. Sein Haar war dunkelbraun und kurz geschnitten, wobei es im Nacken so lang wuchs, daß er es dort zu einem Zopf hatte zusammenbinden können.

Er trug eine Lederjacke, Jeans und klobige Schuhe, allerdings aus weichem Leder.

»Charlotte?« fragte er.

Sie lachte und lehnte sich zurück. Mit beiden Händen stützte sie sich auf dem Brunnenrand ab. »Ja, Macho, wir waren verabredet.«

Die letzten Worte überhörte Dick.

»Wieso Macho?«

»Weil du so aussiehst.«

»Das kann manchmal täuschen.«

»Ich habe einen Blick dafür.«

»Okay, dein Problem.« Er schaute sie an. »Du hast nicht gelogen, was die Beschreibung angeht.«

»Meinst du?«

»Sicher.«

Sie lächelte wieder. Dieses Lächeln machte ihr Gesicht weich. Und Dick konnte sich einfach nicht vorstellen, daß diese junge Frau in einem derartigen Gewerbe tätig war.

»Sollen wir nicht hineingehen?« fragte er.

Charlotte schüttelte den Kopf. »Nein, noch nicht.«

»Warum nicht?«

»Später.«

»Und jetzt?«

Sie klopfte neben sich auf den Rand des Brunnens. »Setz dich zu mir. Oder hast du keine Zeit?«

Er überlegte sich die Antwort. »Doch, ich habe Zeit. In dieser Nacht bin ich wohl der einzige.«

Sie nickte so heftig, daß ihre Haare flogen. »Ja, das kann man wohl sagen. Ich gebe mir in der Nacht immer besonders viel Mühe und mache die Termine nur, wenn ich entsprechend aufgelegt bin.«

»Es ist auch ein weiter Weg.«

»Sicher.«

»Kommen viele?«

»Ich bin nicht immer hier«, sagte sie ausweichend.

»Wo denn?«

»Meistens in der Nacht. Daß ich dich hier empfange, kommt einem Privileg gleich.«

»Danke.«

Wieder klopfte sie auf das Gestein. »Bitte, ich möchte, daß du dich neben mich setzt. Ich will das nicht so geschäftsmäßig durchführen. Es ist eine wunderbare Nacht. Wir werden so tun wie zwei Bekannte oder Verliebte. Schließlich sind wir keine Roboter, sondern Menschen, die bald etwas miteinander zu tun haben werden. Etwas sehr Intimes sogar.«

Dick runzelte die Stirn. »Das klang schon philosophisch.«

»Man lernt es. Jede Hure ist auch eine Philosophin. Irgendwo muß sie auch heilen und sich viel anhören, aber darüber wollen wir nicht reden. Komm zu mir.«

Er ging den letzten Schritt vor, der ihn bis an den Brunnenrand heranbrachte.

Bevor er sich auf ihn setzte, schaute er in die Tiefe hinein, und für einen Moment wollte sein Herz aussetzen. Es war ein Schacht, ein Tunnel, ein Loch, und aus ihm wehte ein Geruch hervor, der nach altem Wasser stank und noch mehr. Die Dunkelheit ließ es nicht zu, daß er tiefer in den Brunnen hineinblicken konnte, aber Spaß machte es ihm nicht.

»Was hast du?«

»Nichts«, sagte Dick. »Nur so…«

»Du magst den Brunnen nicht - oder?«

»Das kann man nicht sagen. Ich meine nur, daß er…«, Stevens winkte ab. »Lassen wir das.«

»Du hast doch einen Namen, nicht?«

»Ja.«

»Nenn ihn mir!«

»Dick.«

Sie schaute ihn an, sie lächelte, und Dick sah ihr Gesicht jetzt aus der Nähe. Ja, es hatte tatsächlich etwas Engelhaftes zu bieten. Die Haut

war hell, hinzu kam das lange Blondhaar, die kleine Nase, die klaren Augen und der wunderbar geformte Mund. Ein richtiger Kußmund.

Es widerstrebte Dick einfach, daran zu glauben, daß diese Person ihr Geld als Hure verdiente. Selbst er, der die Szene kannte, hatte ein derartiges Callgirl noch nie erlebt. Die meisten sahen anders aus, sie traten anders auf und deuteten durch ihr Outfit an, zu welcher Berufsgruppe sie gehörten.

Nicht bei Charlotte. Da stimmten die gesamten Urteile und Vorurteile nicht. Von ihrem Aussehen und ihrem Gehabe warf sie alles über den Haufen.

»Warum denkst du über mich nach, Dick?«

»Tue ich das?«

»Klar, das weiß ich. Die meisten meiner Gäste denken über mich nach. Sie versuchen sich mit Macht einzureden, daß sie es mit einer Hure zu tun haben und nicht mit einer Frau, die man heiratet und nachher beschützen möchte.«

»Stimmt«, gab Stevens zu. »Du paßt einfach nicht in dieses Bild hinein.«

Sie lachte so silberhell auf, wie er es selten erlebt hatte. »Das macht dich unsicher, wie? Ich glaube schon, daß es dich verunsichert. Du wärst nämlich der erste, der darüber hinweggehen würde. Alle sind verunsichert gewesen. Manche sogar so stark, daß sie einfach nicht mehr zurechtkamen und verschwanden. Sie hatten immer das Gefühl, vor ihrer eigenen Tochter zu stehen, weil sie doch aus einer so sauberen und völlig intakten Familie stammen, zumindest nach außen hin.«

»Daran habe ich nicht gedacht. Aber ich könnte nicht dein Vater sein.«

»Da hast du recht«, gab sie lachend zu. Dann faßte sie nach seiner linken Hand. Er hatte beide auf seine Oberschenkel gelegt gehabt, und sie hob die Linke an. Sie führte die Hand auf ihren Körper zu. Dabei blieb sie in der gleichen Höhe.

Dick sah das Ziel. Es war ihre Brust. Er merkte, wie seine Kehle eng wurde. Wieder klopfte sein Herz schneller. Verdammt noch mal! schalt er sich selbst. Reiß dich zusammen! Du hast deinen Job jahrelang durchgeführt. Du bist jemand, der sich in der Unterwelt auskennt. Du hast so manche Tussi hochgenommen, die dealte oder ihre Freier ausraubte. Du kennst London, wo es am schlimmsten ist. Du hast im menschlichen Dreck gewühlt und…

»Gefällt es dir?« unterbrach Charlottes Frage seine Gedanken.

Er zuckte mit den Lippen, dann schaute er auf seine Hand, die genau auf der rechten Brust lag. Noch leicht, beinahe wie eine Feder, aber er spürte unter den Fingern die weichen Formen und die Wärme.

»Sicher«, gab er zu.

Sie nahm seine Hand nicht weg. Charlotte verstärkte den Druck sogar. Er bewegte unwillkürlich seine Finger. Dabei spürte er den heißen Strom durch den Körper rinnen. Der Schweiß lag ihm auf der Stirn und der Oberlippe.

Charlotte hatte ihren Oberkörper zurückgelegt. Um nicht in den Brunnen zu fallen, stützte sie sich mit der anderen Hand auf dem Rand ab.

»Ja, das ist schön«, flüsterte sie. »Das tut gut. Ich liebe es, wenn du weitermachst. Hör nicht auf, bitte. Hör nicht auf…«

Er hörte nicht auf, denn auch Dick gefiel es. Aber tief in seiner Gedankenwelt baute sich schon die Frage auf, warum sie das überhaupt tat. So reagierte niemand, der sein Geld mit fremden Männern im Bett verdiente. Das widersprach allen Klischees. Oder war sie eine besonders gute Schauspielerin?

Seltsam - aber dieser Gedanke wollte ihm nicht gefallen. Nein, so konnte niemand schauspielern.

Keine war so perfekt. Schon gar nicht in diesem brutalen Gewerbe.

Sie machte weiter und drückte seine Hand sanft nach unten.

Dick Stevens ließ alles mit sich geschehen. Auch er hatte den Blick gesenkt, um die Hand zu beobachten, die ihm in diesen Augenblicken wie ein Fremdkörper vorkam. Das konnte er nicht sein, das war er nicht. Das war ein Fremder, der in seine Haut geschlüpft war. Das ging ihm einfach zu sehr an die Nieren.

Er spürte ihre Hüfte, danach den Oberschenkel. Weich, aber auch fest. Dick senkte den Blick. Durch den dünnen Stoff schimmerte das dunkle Dreieck der Scham.

Er schluckte.

»Gefällt es dir, Dick?«

»Sicher.« Er konnte nur flüstern.

»Es ist erst der Anfang«, sagte sie.

Er mußte sich räuspern. »Der Anfang wovon? Wie meinst du das genau?«

»Vom Ende!«

Plötzlich hatte sich ihre Stimme verändert. Sie klang hart und metallisch. Sie war zu einem derartigen Gegensatz geworden, daß der Mann damit nicht zurechtkam.

Bevor er die Antwort richtig einsortiert hatte, war es bereits zu spät. Sie löste seine Hand von ihrem Körper, und aus der Bewegung heraus erfolgte der Rundschlag.

Dem Treffer konnte er nicht ausweichen.

Dick Stevens kippte nach hinten. Da war nichts mehr, an dem er sich festhalten konnte.

Nur noch der Schacht.

Und in ihn fiel er hinein.

***

Obwohl alles nur Sekunden dauerte, erlebte Dick Stevens diese Zeitspanne so intensiv wie selten etwas in seinem Leben. Die Zeit schien sich für ihn verlangsamt zu haben. Er hielt die Augen weit offen, auf seinem Gesicht hatte der Ausdruck gewechselt. Die Verklärtheit war in ein ungläubiges Staunen übergegangen. In einem Reflex schlug er mit der rechten Hand noch um sich, hieb aber nur auf die Kante am oberen Rand. Den Schmerz nahm er kaum noch wahr; alles andere war bedeutungsvoller.

Der Mann fiel in den Schacht.

Er schlug gegen die Wand, prellte sich den Kopf, riß sich das Gesicht am feuchten und glitschigen Mauerwerk auf und stürzte weiter in die Tiefe.

Sie schaute ihm nach. Und lachte.

Ihr Lachen mischte sich in die Schreie, die Dick nicht unterdrücken konnte.

Der Brunnen fraß ihn.

Er drehte sich, er strampelte, er schlug mit den Armen um sich - und schaffte es plötzlich, sich festzuhalten und seinen Fall in die Tiefe zu bremsen.

Es war der reine Wahnsinn. Nie hätte er damit gerechnet, einen Halt zu finden, aber es gab ihn. Er konnte sich festhalten. Was aus der Innenwand hervorragte, fühlte sich an wie eine Sprosse aus Eisen.

Den plötzlichen Ruck spürte er bis in die Schulter hinein. Ein scharfer, böser und beißender Schmerz breitete sich aus, der ihm die Tränen in die Augen trieb. Er hörte sich selbst heulen und wimmern. Sein Körper schlug mit dem unteren Teil gegen das Mauerwerk, und in einer nicht von ihm kontrollierten Bewegung hob er den linken Arm an, so daß er auch mit der zweiten Hand die Sprosse umklammern konnte. Mit den Füßen suchte er nach einer Stütze. Die gab es nicht. So baumelten seine Beine ins Leere.

Der Zug der Arme war einfach furchtbar. Dick hatte an Kraft verloren, dabei brauchte er die ganz sicher, wenn er aus dieser verdammten Falle wieder herauskommen wollte. Er mußte zu einem schon mörderischen Klimmzug ansetzen, und sich in die Höhe ziehen, aber es gab keinen anderen Halt in seiner Nähe.

Zwar konnte Dick nicht viel sehen, eine weitere Sprosse wäre ihm trotzdem aufgefallen, denn Charlotte stand am Rand des Brunnens und schaute zu ihm hinab.

Um ihn besser sehen zu können, hatte sie eine Taschenlampe eingeschaltet und leuchtete in die Tiefe. Das Licht breitete sich aus wie ein Fächer und erwischte auch ihn. Es leuchtete die nähere Umgebung ab. Die Feuchtigkeit schimmerte wie dunkles Blut an den Innenseiten - nein, sie schimmerte nicht nur wie Blut. Es war sogar

Blut, wie er sehr deutlich sah!

Gewaltige Flecken, als wären Eimer von Blut geleert und gegen die Innenwand gespritzt worden.

Er hing fest. Seine Arme waren durch das Gewicht des eigenen Körpers wie Gummibänder in die Länge gezogen worden. Es gab kein Loch und auch keine Nische in der Mauer, in die er seine Fußspitzen hätte hineinschieben können, um Halt zu bekommen.

Er hatte sie trotzdem gegen das Gestein gepreßt. Mehr eine Geste der Verzweiflung.

Sie leuchtete in die Tiefe und freute sich. Er hörte ihr Kichern. Es waren Laute, wie sie auch eine Wahnsinnige hätte abgeben können. So verdammt schrill und widerlich.

Charlotte bewegte ihren Arm. Das Licht wanderte. Es floß an dem Hängenden vorbei, als wollte es ihm in der Tiefe etwas Besonderes zeigen. Um das zu sehen, hätte er den Kopf drehen müssen, was ihm nicht gelang. Er konnte nur in die Höhe schauen, in das helle Licht der Lampe.

Gefangen hatte sich Dick Stevens nicht, aber er kam mit seiner Lage jetzt besser zurecht und schaute sich die unmittelbare Umgebung an. Er stellte fest, daß sich der Griff an der gesamten Innenwand entlangzog. Er war so etwas wie ein letzter Rettungsanker. Vorausgesetzt, es gab jemanden, der dem Menschen von außerhalb Unterstützung zukommen ließ und ihn mit Hilfe eines Seils hervorholte.

Darauf konnte er nicht bauen. Schließlich war es Charlotte gewesen, die ihn in den Brunnen gestoßen hatte.

Der Engel Charlotte, der falsche Engel.

Er war gekommen, um sie zu entlarven. Aber er hatte sich durch ihr Äußeres täuschen lassen, und dafür mußte er bezahlen.

Sie stand noch immer oben. Dicks Keuchen hatte sich etwas beruhigt, und es war ihm auch gelungen, die Fußspitzen so gegen das Mauerwerk zu drücken, daß er so etwas wie einen Halt spürte. So hing das Gewicht nicht nur allein an seinen Armen. Lange würde er diesen Zustand allerdings nicht durchhalten können.

Charlotte fing an zu singen. Es war ein altes Kinderlied. Er kannte die Melodie, und sogar Teile des Textes fielen ihm wieder ein. Da wurde von einer bösen Frau erzählt, von einer Hexe, die Männer in ihr Haus lockte und sie dort verbrannte.

Jetzt paßte es zu ihr. Dick dachte daran, daß sie nicht mehr normal war. Er hatte sogar Mitleid. Sie war krank, sie war irr im Kopf, aber er war auf sie angewiesen. Wenn sie ihm nicht half, aus diesem verdammten Brunnenschacht herauszukommen, war sein Leben verwirkt. Er würde unten aufschlagen, tot oder zumindest schwerverletzt liegenbleiben und elendig krepieren.

Stevens wußte nicht, wie lange er sich in dieser Lage halten konnte. Seine Kraft würde ihn bald verlassen. Vielleicht in einer Minute oder etwas später, dann aber war es vorbei.

Er riß sich zusammen. Nur nicht an die eigene Lage denken. Immer nach oben blicken, nicht nach unten, denn oben am Rand stand sie und schaute hinab.

»Charlotte!« Er hatte ihren Namen rufen wollen. Es war nur ein Krächzen dabei herausgekommen.

Das Summen verstummte.

»Charlotte! Verdammt, hol mich hier raus. Es war ein Versehen deinerseits - nicht?«

Sie lachte nur.

»Bitte, hol mich…«

»Nein!« rief sie in den Schacht hinein, wobei ihre Stimme durch die Enge einen dumpfen Klang bekommen hatte. »Ich werde dich nicht wieder herausholen.«

»Was habe ich dir getan?«

»Du hast mich angefaßt!«

Dick lachte und wunderte sich über sich selbst. Der Schweiß rann wie Salzwasser über sein Gesicht.

Er biß in die Augen hinein, als hätten sich dort Ameisen festgesetzt, die ihre Säure verspritzten. »Du kannst das nicht sagen. Du hast meine Hand genommen und mich in diese Lage hineingebracht. Hast du das vergessen?«

»Deshalb mußt du sterben.«

»Dann willst du mich nicht rausholen?«

»Nein.« Sie hatte das Wort hervorgejubelt. Wie jemand, der sich über etwas wahnsinnig freut. Charlotte hatte ihre Haltung verändert, sie stand jetzt auf dem breiten Brunnenrand und sah aus wie eine Tänzerin, die an einer besonders schmalen Stelle üben wollte.

»Warum denn?« keuchte er.

»Du mußt sterben.«

»Ich habe dir nichts getan.«

»Keine Wiederholungen.« Sie balancierte auf dem Brunnenrand und tänzelte dabei noch wie jemand, der etwas einstudiert.

Es hatte keinen Sinn mehr, noch weitere Fragen zu stellen. Dick Stevens mußte sich damit abfinden, daß er dem Tod geweiht war.

Dann fiel er.

Der Gedanke lähmte ihn und brachte ihn wenig später auf eine andere Spur. Einfach die Hände lösen, sich fallen lassen, dann war es vorbei. Die Todesangst abkürzen.

Das schaffte er nicht. Er war nicht dazu geboren. Dick wollte immer kämpfen, bis zuletzt, wo es nicht mehr weiterging. Sich freiwillig in den Tod hineinfallen zu lassen, das brachte er nicht fertig.

Dafür war er nicht der Typ.
Er wollte es noch einmal versuchen. Den Kopf legte er so weit wie möglich in den Nacken. Charlotte spazierte über den Rand hinweg, als wäre nichts geschehen. Sie fühlte sich wohl, denn sie war es, die alle Trümpfe in den Händen hielt.
Das konnte Dick nicht begreifen. Für ihn war diese Person eine gespaltene Persönlichkeit. In ihrer Brust lebten zwei Seelen, die eines Engels und die eines Dämons.
Sie stoppte plötzlich und ging in die Hocke. Die Arme leicht vorgestreckt, umklammerten die Hände den Innenrand des Brunnens. Sie hockte dort wie ein riesiger, sprungbereiter Frosch, der sich jeden Augenblick in die Tiefe stürzen konnte.
Das tat sie nicht. Charlotte traf keinerlei Anstalten, dem Mann zu Hilfe zu eilen. Sie wartete. Die Zeit konnte nur für sie sein. Aber sie sprach trotzdem, und sie erklärte dabei, weshalb sie die Lampe einsetzte.
»Schau nach unten, wenn du kannst!« rief sie Stevens zu. »Da wirst du etwas sehen.« Der Strahl leuchtete an ihm vorbei.
Dick mußte den Kopf schon sehr stark drehen, um etwas erkennen zu können. Zuerst hatte er es nicht tun wollen, denn die irrwitzigsten Vorstellungen huschten durch sein Hirn. Schließlich überwand er sich, bewegte seinen Kopf und spürte den Stich durch die Brust wie mit einer glühenden Nadel ausgeführt.
An der Wand klebte tatsächlich Blut. Im Licht der Taschenlampe war es besonders deutlich zu sehen.
Blut der Opfer.
Seines würde bald hinzukommen.
Der Hals schmerzte ihm, als er den Kopf so weit drehte, damit er in die Tiefe schauen konnte.
Da sah er die Schatten.
Lang und spitz ragten sie ihm entgegen, aber die berührten ihn noch nicht. Sie füllten die leere Fläche im Innern des Brunnens aus. Es gab zwischen ihnen entsprechende Lücken, doch sie waren zu schmal, um einen Körper hindurchzulassen.
Holzpfähle. Wie vor Jahrhunderten, als der Blutgraf Dracula seine Opfer auf eine derartige Weise vom Leben in den Tod befördert hatte. Nicht alle ragten noch empor. Einige waren schon geknickt.
Wahrscheinlich hatte das alte Holz dem Druck der fallenden Körper nicht mehr standhalten können.
Es war einfach zu morsch und faulig gewesen. Dick dachte daran, daß es nicht jeder geschafft hatte, sich an diesem Ring festzuhalten. Er war auch keine Hilfe. Er erhöhte nur die Todesangst. Es wäre sicherlich auch für ihn besser gewesen, wenn er sofort gefallen wäre, denn jetzt machte ihn die Angst fast wahnsinnig.

Auf seinen Ohren lag ein Druck. Hoch über ihm freute sich Charlotte. Sie lachte und kicherte zugleich. Sie hatte ihren Spaß und fragte: »Wie lange willst du dich noch halten, Dick?«

Stevens war nicht mehr in der Lage zu antworten. Der Druck an seinen Schultern hatte zugenommen. Seine Arme wurden lang und länger, als bestünden sie aus Gummi. Sie umklammerten das rostige Metall längst nicht mehr so hart.

Sie rutschten.

Die Fäuste waren dabei, sich zu öffnen.

Nein, ich will nicht! schrie es in ihm.

Keine Chance. Er glitt wieder etwas tiefer.

Charlotte aber kicherte und freute sich. Sie lachte besonders laut auf, als sie sah, daß Dick Stevens den Halt verlor. Die Kraft war vergangen. Seine Finger rutschten endgültig ab.

Er fiel.

Ein letzter Schrei. Schaurig, schrill und dumpf schallte es.

Abrupt brach er ab, als der erste Pfahl den Körper durchstieß. Es blieb nicht bei dem einen.

Das Blut an den Wänden bekam Nachschub.

Charlotte war wieder einmal zufrieden…

***

»Zu wem möchten Sie, bitte?« fragte mich die Stationsschwester und schaute mich dabei prüfend an.

Zwar war ich schon zweimal hier im Krankenhaus gewesen, aber diese Schwester hatte ich noch nicht gesehen. Sehr resolut sah sie aus. Der Blick hinter den Brillengläsern schien mich erdolchen zu wollen.

Einschüchtern ließ ich mich nicht und erklärte ihr, daß ich Sir James Powell besuchen wollte.

»Warum?«

Ich mußte einfach lachen. »Warum besucht man wohl einen Kranken? Um herauszufinden, ob es ihm besser geht…«

»Wer sind Sie, Mister?« Sie ging auf meine Bemerkung nicht ein und behielt stur ihren Weg bei.

»Ist das so wichtig?«

»Ja.«

Ich verdrehte die Augen. »Mein Name ist John Sinclair, und ich bin gekommen, um meinen Chef zu besuchen.«

Jetzt verdrehte die Haubenlerche die Augen. »Oje, noch einer von der Sorte.«

»Wie meinen Sie das?«

»Schon gut.« Sie winkte ab und wurde sachlich. »Einen Ausweis tragen Sie sicherlich bei sich.«

Ich zeigte ihn ihr. Sie kontrollierte ihn und wollte mich passieren

lassen. Diesmal aber blieb ich stehen. »Hören Sie mal, warum machen Sie denn hier die große Kontrolle?«

»Weil Sir James erstens ein unruhiger Patient ist und zweitens nicht jeder zu ihm gelassen werden soll.« Sie deutete zur Decke. »Anordnung von oben.«

»Verstehe. Dann bin ich etwas Besonderes.«

»Wenn Sie so wollen, schon.« Sie nickte mir zu und ging auf den Fahrstuhl zu.

Ich war froh, dieses Hindernis hinter mich gebracht zu haben und konnte endlich den Flur betreten, auf dem ich auch das Zimmer meines Chefs fand, in dem er seit zwei Tagen lag, sicherlich sehr unruhig war, auch wütend, denn ein Mann wie er war es einfach nicht gewohnt, daß man ihn aus dem Verkehr zog und in ein Krankenbett legte, wo seine Aktivitäten doch sehr gebremst waren.

Den Weg kannte ich. Auch Suko hatte Sir James schon einen Besuch abgestattet, Glenda ebenfalls, sie aber nur am Abend, weil sie tagsüber die Stellung im Büro halten mußte.

Bei meinen Besuchen hatte Sir James nur geschimpft und von einem Kratzer gesprochen, den der Dolch des Assassinen bei ihm hinterlassen hatte.

Ein Kratzer war es nicht eben gewesen. Zudem hatte Sir James ziemlich viel Blut verloren, und die Wunde selbst hatte eine regelrechte Rinne in seinen linken Arm hineingefräst, die sich von oben nach unten beinahe bis zum Gelenk hinzog.

Das Zimmer lag auf der rechten Seite. Daneben gab es den Aufenthaltsraum für die Schwestern. Er war leer, als ich einen Blick hineinwarf. Der Kaffee lief blasenwerfend in die Kanne hinein.

Ich klopfte. Jemand sprach zwar, aber ich hörte kein »Come in«. Trotzdem öffnete ich die Tür und betrat den Krankenraum, in dem zwar zwei Betten standen, doch eines davon war nur belegt. Darin lag Sir James, der das Kopfteil des Bettes hochgestellt hatte und gerade telefonierte.

Ich mußte grinsen. Vom Bett her winkte mir Sir James mit der Hand, die den Hörer hielt, zu. Die andere, die linke, war mit dicken Verbänden umwickelt und geschient.

»Ja, Glenda, es ist gut, daß Sie mir Bescheid gegeben haben. Wie ich schon zuvor gesagt habe, das muß einfach ein Fall für uns sein. Wenn Menschen verschwinden, kann oft mehr dahinterstecken.«

Ich hatte große Ohren bekommen, denn das roch wieder mal nach einer Arbeit für uns.

Sir James teilte Glenda noch mit, wer ihn da gerade besuchte, und legte auf. »So«, sagte er, wobei seine Stimme einigermaßen zufrieden klang, »das hätten wir erledigt.«

»Guten Morgen, Sir.« Ich ging nicht auf seine letzten Worte ein und

holte mir den Besucherstuhl, den irgend jemand wieder weggestellt hatte.

»Ja, John, nehmen Sie Platz.«

»Geht es Ihnen gut?«

Bevor er sprach, rückte er seine Brille zurecht. Ich mußte mir das Lächeln verbeißen, denn Sir James sah in seinem Krankenhausnachthemd wirklich ungewöhnlich aus. Es hätte bis hoch zum Hals hin geschlossen sein müssen, was aber nicht der Fall war, denn mein Chef hatte die oberen vier Knöpfe geöffnet, um seinen Brusthaaren die Sonne zu zeigen.

»Warum grinsen Sie?« fragte er mich.

»Wieso? Grinse ich?«

»Ja. Mehr innerlich.«

Das änderte sich, denn nun verzogen sich meine Lippen zu einem breiten Lächeln.

»Jetzt sind Sie wenigstens ehrlich. Muß wohl ein komischer Anblick sein, den Alten im Bett liegen zu sehen. Dazu noch mit einem«, sein Gesicht verzog sich säuerlich, »Nachthemd bekleidet.«

»Den Alten?«

»So werde ich doch gerufen, wenn ich nicht da bin.« Er drohte mit dem Finger. »Denken Sie daran, daß ein guter Polizist besonders gute Ohren hat, John.«

»Das habe ich jetzt mitbekommen.«

»Sehr gut.« Er schaute sich um. »Schrecklich, dieser komische Raum hier.«

»Wieso? Es gibt schlimmere und…«

»Hören Sie auf! Kein Büro, keine Akten, keine Faxe, und da soll man gesund werden? - Quatsch!« schimpfte er. »Alles Quatsch. Ich hätte mich auch in mein Büro setzen oder legen können. So aber hängt man hier und muß sich mit den Schwestern herumärgern. Sie sind ja nicht alle schlimm, aber manche. Und eine ist ein richtiger Drachen, kann ich Ihnen sagen, John. Seien Sie froh, daß Sie mit ihr noch nichts zu tun hatten.«

»Doch, Sir, das hatte ich.«

»Und?«

»Ich habe gewonnen.«

»Sehr gut. Das gibt mir Hoffnung.« Er strich sein Haar noch glatter und kam zur Sache. »So, was gibt es Neues, John?«

»Nicht viel. So gut wie gar nichts. In den letzten beiden Tagen haben wir alte Dinge aufarbeiten können und…«

»Muß auch mal sein«, unterbrach er mich. Seine Augen funkelten listig, und ich ahnte, daß er noch etwas in Reserve hatte. »Die guten Zeiten sind jetzt vorbei.«

»Wie schön.«

Er nickte dem Telefon entgegen. »Ich sprach mit Glenda. Und sie berichtete mir, daß auch Dick Stevens verschwunden ist.«

»Stevens - Stevens«, murmelte ich und dachte dabei nach. »Müßte mir der Name etwas sagen?«

»Keine Ahnung, John. Zumindest funken Sie und er auf derselben Wellenlänge. Oder haben gefunkt, denn wir müssen davon ausgehen, daß Stevens tot ist. Er war ein Kollege.«

»Verdammt!« Mir schoß das Blut hoch in den Kopf. Wenn Kollegen von uns starben, reagierten wir immer besonders sensibel. Da fühlte sich jeder von uns gefordert, den Fall aufzuklären.

»Allerdings arbeitete er als Undercover Agent. Als verdeckter Ermittler. Dabei ist er offenbar auf eine blutige Spur gestoßen. Es geht um verschwundene Männer, die möglicherweise alle tot sind. Das weiß man aber nicht genau.«

»Wer ist denn verschwunden?«

»Damit fängt das Problem an, John. Nicht nur welche aus einem bestimmten Lebens- oder Dunstkreis, sondern Männer aller Altersschichten und Berufsgruppen.«

»Und der Kollege Dick Stevens hat die Spur aufnehmen sollen.«

»So war es. Er hat sie möglicherweise gefunden, aber jetzt ist er verschwunden. Das gibt mir zu denken.«

»Warum, Sir?«

»Tja, warum?« Er schaute ins Leere und suchte nach den richtigen Worten. »Wenn Sie von Ihren Ahnungen und Gefühlen reden, John, kann ich das akzeptieren und verstehen. Bei mir ist es etwas anderes. Ich habe nie viel darum gegeben, wenn Sie verstehen. Jetzt aber sagt mir mein Gefühl, daß da etwas nicht stimmen kann, denn dieser Mann gehörte zu den Besten, die wir hatten. Er war super. Er kannte sich in der Branche aus. Er hätte sich nicht so einfach niedermachen lassen, das weiß ich genau. Daß er trotzdem verschwunden ist, muß einen besonderen Grund haben. Da ist die andere Seite eben stärker gewesen.«

»An welche denken Sie dabei, Sir?«

»Es braucht nicht unbedingt eine normale zu sein. Sie verstehen, was ich meine?«

»Sicher. Dann könnte der gute Dick irgendwelchen dämonischen Aktivitäten in die Quere gekommen sein.«

»Ja, das denke ich auch.«

»Hat man Hinweise?«

Sir James blickte mich beinahe bösartig an. »Nein, die hat man eben nicht. Man hat auch keine Leiche gefunden, wie mir Glenda sagte. Es ist nur ungewöhnlich, daß sich der gute Dick Stevens nicht gemeldet hat. Er hat drei Meldetermine verpaßt, und da horcht man schon auf, denke ich.«

»Ja, ich stimme Ihnen zu, Sir. Mich wundert nur, daß wir dabei eingeschaltet werden. So etwas ist normalerweise nicht unsere Angelegenheit. Da haben die anderen Kollegen…«

»Moment!« unterbrach er mich. »Andere Kollegen - da haben Sie schon recht. Auch bei ihnen gibt es Unterschiede.«

»Jetzt kommen wir der Sache näher.«

»Ja.« Sir James nickte. »Ahnen Sie etwas?«

»Nein, noch nicht.«

»Tanner!«

Ich pfiff durch die Zähne. »Aha, daher weht also das Lüftchen. Dann hat er uns mobil gemacht.«

»Ja, so ist es. Ich weiß nicht, ob Tanner seinen eigenen Leuten nicht traut, John, aber er muß den Eindruck haben, daß Stevens Verschwinden nicht mit rechten Dingen zugegangen ist. Darüber wollen wir noch reden. Glenda berichtete mir, daß er mich anrufen wollte und…«

Wie bestellt meldete sich der Apparat. Ich wunderte mich darüber, wie schnell sich Sir James bewegen konnte. Mit seiner gesunden Hand riß er den Hörer förmlich an sich, preßte ihn an sein Ohr, und plötzlich funkelten die Augen hinter der Brille. »Na, das ist ja ausgezeichnet, Tanner, daß Sie…«

Wie ich Sir James' Antwort entnehmen konnte hatte sich Tanner ebenfalls nach dem Befinden des Patienten erkundigt. »Ja, mir geht es wunderbar. Ich fühle mich wie im siebten Himmel. Ich werde gehegt und gepflegt, ich habe netten Besuch von einem gewissen Sinclair und…«

Tanner unterbrach ihn mit einem Lachen. Der Chief Inspector sprach danach so laut, daß ich ihn hören konnte. »Netter Besuch von dem? Sagen Sie, Sir, sind Sie wirklich ganz in Ordnung? Auch im Kopf?«

Ich hatte Mühe, ein Lachen zu verbeißen und wartete auf die Erwiderung.

»Das werde ich Ihnen demnächst bei einem Schachspiel beweisen, mein Freund.«

»Ich freue mich schon. Aber jetzt zu den anderen Dingen.«

»Moment mal, Mr. Tanner. Ich weiß durch meine Sekretärin einigermaßen Bescheid. Es wäre vielleicht besser, wenn Sie mit John selbst sprechen würden. Er rutscht schon ungeduldig auf seinem Stuhl hin und her.«

Das stimmte zwar nicht, ich nahm den Hörer trotzdem entgegen. »Hallo, du alter Eisenfresser.«

»Sinclair«, stöhnte Tanner. »John Sinclair. Der Alptraum hoch drei, wie meine Frau immer sagt.«

»Das glaube ich dir nicht. Sie ist einfach zu nett und verfügt über zu viel Menschenkenntnis, um so etwas von sich zu geben. Das stammt

eher von dir.«

»Ist auch egal, von wem es stammt, jedenfalls habe ich das Gefühl, daß uns oder dir und Suko ein Alptraum bevorstehen könnte, wenn ihr euch des Falls annehmt.«

Der Spaß war vorbei, es wurde ernst. »Dann mal raus mit den Informationen«, sagte ich.

»Wenn ich die mal hätte«, gab er zu. »Es geht um die verschwundenen Menschen. Es sind einige Vermißtenanzeigen bei uns eingegangen. Zumeist von Leuten, die ein völlig normales Leben geführt haben und in ihren Familien eingebunden waren.«

»Nach außen hin.«

»Das stimmt. Und da könnte man eventuell ansetzen. Es geschieht ja nichts grundlos, wie du auch selbst immer sagst. Ich könnte mir vorstellen, daß diese Männer, es waren immer nur Männer - in Situationen hineingerieten, die für sie gefährlich und ungewöhnlich gewesen waren.«

»Wie ich hörte, hat man keine Leichen gefunden.«

»So ist es.«

»Dann bestünde also noch die Chance, daß die Männer am Leben sind, sage ich mal.«

»Theoretisch schon, John, doch in der Praxis sehe ich da schwarz. Vor allen Dingen auch bei Dick Stevens. Er hat sich bisher immer korrekt verhalten und seine Meldungen durchgegeben. Diesmal allerdings sind sie ausgeblieben, so daß Schlimmes zu befürchten ist.«

»Gab es denn Bericht von ihm?«

»Nein, keine schriftlichen Unterlagen. Er arbeitete als verdeckter Ermittler. Nur wenn ein Fall abgeschlossen war, bekamen wir einen entsprechenden Bericht.«

»Dann greife ich also ins Leere.«

»Vorerst schon«, gab Tanner zu. »Es gefällt mir ja auch nicht, aber es ist nicht anders zu machen.«

»Hast du einen Plan, wo ich ansetzen könnte?«

»Ja und nein. Du kannst natürlich den normalen Weg gehen und das Vorleben der Verschwundenen durchforsten. Möglicherweise gibt es doch Übereinstimmungen und Gemeinsamkeiten zwischen ihnen. Doch das herauszufinden, ist wirklich eine Arbeit, die ich niemandem wünsche. Selbst dir nicht. Du solltest schon einen anderen Weg gehen.«

»Klar. Ihn erst einmal finden.«

»Stimmt«, gab Tanner zu. »Das ist ein Problem.«

Ich war noch nicht restlos überzeugt und fragte deshalb: »Meinst du denn, daß ich der richtige Mann bin, um das Verschwinden der Männer aufzuklären.«

»Das *bist* du.«

»Da verläßt du dich ausschließlich auf dein Gefühl?«
»Auf meine Nase, John. Die ist schließlich dick genug.«
»Klar, das weiß ich.«
»Stimmst du zu?«
Ich gab ihm noch keine Antwort, sondern schaute zuerst Sir James an. Erst als dieser nickte - er hatte wohl das meiste unseres Gesprächs mitbekommen - sagte ich: »In Gottes Namen, ich werde mich zusammen mit Suko um den Fall kümmern. Machen wir mal wieder einen Polizeijob. Aber kannst du mir sagen, wo ich beginnen soll?«
»Ja, in Stevens' Wohnung.«
»Ich soll sie durchsuchen?«
»Wäre nicht schlecht.«
»Das habt ihr noch nicht getan?«
»Nein. Wir wollten nicht auffallen. Wir wissen ja nicht, ob ihn seine neuen Freunde beobachten. Wenn wir mit einer Mannschaft da gleich losstürmen, wirft das ein schlechtes Licht auf ihn. Das kann seine Identität gefährden.«
»Möglich.«
»Deshalb solltest du dich mal bei ihm umschauen. Kann ja sein, daß deine Argusaugen etwas entdecken.«
»Ich werde mich bemühen. Wohin muß ich?«
»Nach Soho.«
»Das liegt auf dem Weg.«
»Sehr gut.«
»Soll ich die Wohnung aufbrechen?«
Tanner lachte, daß es in meine Ohren schallte. »Wenn du das Krankenhaus verläßt, wartet bereits jemand auf dich mit einem - sagen wir - Nachschlüssel. Der Kollege ist bereits unterwegs.«
»Gut reagiert.«
»Dafür bin ich bekannt.«
»Dann wäre die Sache erledigt. Möchtest du noch mit dem Kranken sprechen?« Bei dieser Frage wäre Sir James beinahe an die Decke gegangen, nur war das für ihn nicht zu schaffen.
»Nein, es ist alles okay. Er soll ruhig noch länger liegen bleiben. Es tut ihm sicherlich gut.«
»Das meine ich auch.«
Bevor Tanner Sir James' Schimpfen hören konnte, hatte ich schon aufgelegt. Dafür bekam ich seinen gespielten Ärger mit. »Sie können ja froh sein, John, daß Sie und Suko mir das Leben gerettet und den Killer erschossen haben, sonst hätte ich sie für drei Monate strafversetzen lassen.«
»Wohin denn?«
»Auf die Orkneyinseln.«
»Wunderbar. Endlich frische Luft und starken Wind. Sie sollten das

nicht aus dem Gedächtnis verlieren, Sir.«

Ich stand auf. Als ich den Stuhl zur Seite stellen wollte, öffnete sich die Tür, und meine besondere Krankenschwester-Freundin betrat das Zimmer. Sie trug ein Tablett mit dem Essen, und Sir James wurde blaß.

»So, mein Lieber - Sir, jetzt werden Sie schön essen, damit Sie wieder zu Kräften kommen.«

»Ich bin schon stark genug!« brummte er.

Sie lachte nur.

»Soll ich Sie stemmen?«

Sie ging auf das Bett zu.

Ich trat zur Seite und marschierte schon zur Tür. »Wollen Sie noch länger hier bei uns bleiben? Wenn sie mich stemmen, heben Sie sich einen Bruch.«

»Aber das Essen ist…«

»Einfach gut, wie es immer in der Werbung heißt. So - und jetzt werden Sie die Suppe zu sich nehmen. Anschließend bringe ich Ihnen dann die Hauptmahlzeit.«

Ich stahl mich aus dem Krankenzimmer, was Sir James gar nicht gefiel. »He, John!« rief er hinter mir her. »Haben Sie denn keinen Hunger? Das Essen ist wirklich optimal, wie die Schwester schon sagte. Bleiben Sie doch noch eine Weile und…«

Ich huschte in den Flur, lachte dabei und machte, daß ich wegkam. Diese Schwester gönnte ich Sir James. Wahrscheinlich hätte man über das Verhältnis zwischen den beiden einen Film drehen können. Als ich mir das vorstellte, mußte ich wieder lachen.

Es war das letzte vorerst…

***

Ich hatte das Haus, in dem der verdeckte und jetzt verschwundene Ermittler wohnte, sehr bald gefunden, denn Soho gehörte zu den Stadtteilen Londons, in denen ich mich auskannte.

Das Haus paßte zu seiner Rolle. Es war nicht groß, ziemlich alt und sah abgewohnt aus. Es mußte irgendwann umgebaut worden sein, denn an der Fassade reihte sich Fenster neben Fenster. Da hatte ein geldgieriger Hausbesitzer wohl die Wohnungen verdoppelt und nicht darauf geachtet, daß die Zimmer klein wie Hundehütten wurden.

Eingeklemmt stand das Haus zwischen einer obskuren Bar und einem weiteren Bau, in dem ein Fischgeschäft untergebracht worden war. Parterre konnte man den Fisch kaufen. Ging man über die Treppe nach oben, durfte man in einem Restaurant seinen Platz einnehmen und konnte die unten gekaufte Mahlzeit dort zu sich nehmen. Dabei floß der Fischgeruch aus den offenen Fenstern nach draußen und überdeckte selbst den Gestank der Abgase. Mir war der Fischgestank

allerdings lieber.

Von einem freundlichen Bobby hatte ich am Eingang des Krankenhauses den sogenannten »Nachschlüssel« bekommen. Mehrere in weichem Leder liegende Instrumente, mit denen normale Schlösser selbst für einen Nichtfachmann wie mich leicht zu öffnen waren.

Davon ging ich zumindest aus. Die Praxis würde zeigen, ob mein Optimismus berechtigt war.

Mit der Haustür hatte ich keine Schwierigkeiten, denn sie konnte ich aufdrücken.

Im Flur war das Klingelbrett nicht sofort zu sehen. Etwa zwei Meter weiter vorn hatte es jemand an der rechten Seite angebracht.

Zwölf Parteien wohnten in dem Bau. Bestimmt sechs zuviel, wenn man ein menschenwürdiges Wohnen als Maßstab anlegte.

Wahrscheinlich war am Nachmittag oder am Abend mehr los, zur späten Mittagszeit war es relativ ruhig. Mir begegnete auf dem Weg zur Treppe kein Mensch. Einen Fahrstuhl gab es nicht. Ich mußte in die dritte der vier Etagen hoch.

Wenn schon neue Wohnungen erstellt worden waren, hätte man wenigstens die Treppe renovieren können. Das war leider nicht geschehen. So mußte ich das alte, wurmstichige Gebilde betreten, wobei ich mich an dem schmutzigen Handlauf nicht festhielt. Aus Angst, daran kleben zu bleiben.

Überhaupt war der Schmutz überall zu sehen. Auf dem Boden klebte er ebenso wie an den Wänden.

In welcher Farbe der Flur einmal gestrichen worden war, konnte niemand erkennen.

In der zweiten Etage hockte jemand neben seiner Wohnungstür. Ein blonder Typ mit hellen Rastalocken. Er hatte ein weiches Mädchengesicht, nuckelte an einem Joint und nahm mich nicht zur Kenntnis. Ich stieg über seine Beine hinweg und nahm die beiden letzten Aufgänge bis zum Ziel.

Auch hier gab es drei Türen, wie auf jeder Etage. Stevens hatte darauf verzichtet, seine Wohnungstür mit einem Namensschild zu bekleben. Auf einer war der Name mit Kreide geschrieben, auf der anderen klebte ein Pappschild.

Niemand beobachtete mich, und so holte ich meinen »Ersatzschlüssel« hervor.

Das Schloß war Marke einfach. Ich würde keine Mühe haben, es zu öffnen. Mit dem richtigen Gegenstand probierte ich es durch, dann hörte ich das berühmte Geräusch, als das Schloß aufschnackte.

Freier Eintritt.

Ich war trotzdem vorsichtig, öffnete die Tür erst langsam, dann schneller, weil sie nämlich knarrte.

Es gab keinen Flur, keine Diele, der Mieter oder Besucher stand

sofort im Zimmer, wo er essen, leben und schlafen mußte.

Über die Möbel brauchte man kein Wort zu verlieren. Sie stammten vom Flohmarkt und sahen dementsprechend aus.

Schon öfters hatte ich fremde Wohnungen betreten müssen und auch so etwas wie ein Gefühl für sie bekommen. So ließ es sich leicht feststellen, ob die Wohnung schon lange verlassen worden war oder erst vor kurzem. Hier schien sie nicht lange leergestanden zu haben, sonst wäre die Staubschicht dicker gewesen.

Es war ziemlich aufgeräumt, nur in der Spüle entdeckte ich einige Tassen und zwei Whiskygläser, auf deren Grund ein brauner Rest schimmerte.

Der Fernseher war nicht interessant für mich. An dem alten Sofa mit der hohen und geschwungenen Rückenlehne ging ich vorbei. Hier schlief Stevens bestimmt nicht, denn neben einer sehr schmalen Tür stand noch ein Klappbett.

Ich öffnete die Tür.

Es sollte ein Bad sein. Ohne Dusche. Nur ein Waschbecken mit einem Hahn, aus dem Wasser tröpfelte. An einem Haken hingen vier Handtücher übereinander.

Ich schloß die Tür wieder und wandte mich dem Kleiderschrank zu. Sie sind zumeist Fundgruben, ebenso wie Schreibtische, den aber gab es in diesem Raum nicht.

Die Tür des Schrankes hing schief in den Angeln, als ich sie aufzog. Sie fiel mir zum Glück nicht entgegen und blieb auch im rechten Winkel zum Schrank hin offen.

Ich mußte lachen, als ich das Telefon sah, das auf dem Schrankboden stand. Ansonsten hingen Kleidungsstücke über einer Stange. Nicht sehr viele, hier wohnte schließlich keine Frau. Ich sah Jacken und Hosen. In den drei Fächern lagen die Pullover, die Hemden und auch die Unterwäsche zusammen mit den Socken.

Ein paar Schuhe standen neben dem Telefon. Die Kleidung war wichtig. Hosen und Jacken hatten Taschen, in denen man etwas verstecken konnte.

Der Reihe nach nahm ich sie mir vor. Bei den Hosen fing ich an, ohne etwas zu finden. Nicht einmal das berühmte Streichholzheftchen mit der Aufschrift irgendeiner Nachtbar. Nur zwei gebrauchte Taschentücher förderte ich zutage.

Es machte mir wirklich keinen Spaß, in den privaten Sachen fremder Personen herumzuwühlen, aber in diesem Fall gab es keine andere Möglichkeit. Außerdem wollte mir nicht in den Kopf, daß ein Mann wie Stevens hier etwas versteckte. Er mußte immer damit rechnen, daß seine Tarnung aufflog und er somit unter Verdacht geriet. Da war es schon besser, wenn er der Gegenseite keine Beweise lieferte.

Nun hob ich eine Strickjacke hoch. Meine Finger glitten zuerst in die

rechte Tasche, die leider leer war, dann versuchte ich es an der linken Seite - und pfiff leise durch die Zähne.

Ich hatte etwas gefunden.

Es knisterte zwischen meinen Fingerkuppen. Es hatte sich angehört, als wäre Papier zusammengefaltet worden.

Ich holte den Fund behutsam hervor und stellte fest, daß ich mich nicht geirrt hatte.

Ich hielt tatsächlich einen Zeitungsausschnitt zwischen den Fingern. Sofort faltete ich ihn wieder auseinander und strich ihn glatt.

Eine Annonce. Aber eine besondere, denn ein Callgirl bot darin seine Dienste an.

Ich las den Text halblaut: »Charlotte! Süß, blond und lieb. Erfüllt alle Wünsche.« Auch eine Telefonnummer war vorhanden, und das gefiel mir natürlich.

Ich holte den Apparat aus dem Schrank hervor. Die Schnur war so lang, daß ich ihn auf das Klappbett stellen konnte, wo ich ebenfalls meinen Platz fand, aber noch nicht anrief. Ich schaute gedankenverloren auf die Anzeige und fragte mich, warum dieser Dick Stevens sie ausgeschnitten hatte.

Hatte ein Mann wie er so etwas nötig? Nein, damit konnte ich mich nicht anfreunden. Die Aufbewahrung dieser Anzeige mußte einen anderen Grund gehabt haben.

Einen dienstlichen. War diese Nummer möglicherweise die Spur, die letztendlich zu den verschwundenen Männern führte. Über ein Callgirl oder zu ihm?

Ich wollte nicht glauben, daß es so einfach war. Aber manchmal ist es eben so. Da greift man in ein Nest mit zahlreichen Blumen, in dem sich nur eine Rose befindet, und genau diese Blume pickt man zielsicher heraus.

Die Nummer machte mich neugierig. Ich wählte sie und wartete zunächst ab. Nach dem zweiten Tuten knackte es. Ein Anrufbeantworter war eingeschaltet worden. »Lieber Freund«, hörte ich eine weiche Frauenstimme, »es ist schön für uns beide, daß du meine Nummer gewählt hast. Leider bin ich im Moment nicht da, denn ich mache mich für dich schön. Gib aber nicht auf und rufe später noch einmal an. Ich freue mich auf dich.«

»Ich aber nicht auf dich!« schimpfte ich, wobei ich den Hörer wieder auflegte. Dieser Versuch war ein Schuß in den Ofen gewesen.

Die Anzeige allerdings behielt ich. Sie war die Spur, der ich folgen wollte. Die Kollegen würden rasch herausfinden, wem der Anschluß gehörte.

Dann hatte ich ein Ziel.

Ich kleckerte nicht, sondern klotzte, denn ich rief bei meinem Freund Tanner an. Er war im Büro und schnaufte tief durch, als er meine

Stimme hörte. »Na, ist das denn nicht ein kleines Wunder?«

»Wieso?«

»An dich habe ich gedacht, John, und mich dabei gefragt, ob du schon eine Spur hast.«

»Ich denke ja.«

Tanner war sprachlos. So etwas kam nicht oft vor, aber diesmal erlebte ich ihn so lange stumm, bis er mit ungläubiger Stimme sagte: »Du bindest mir doch wohl keinen Bären auf…«

»Nein, diesmal habe ich keinen Bock auf irgendwelche Scherze.« Ich berichtete ihm, was ich in Stevens' Wohnung gefunden hatte, gab ihm auch die Nummer durch und bat ihn, herauszufinden, unter welcher Adresse ich diese Charlotte finden konnte.

»Mach ich doch glatt. Bleibst du solange in der Wohnung?«

»Ja.« Er bekam noch die Nummer, unter der ich zu erreichen war. Dann legte ich auf.

Allmählich spürte ich so etwas wie Jagdfieber in mir. Auf dem Bett wollte ich nicht unbedingt sitzen bleiben, stand auf und ging durch den Raum. Am Fenster stellte ich mich hin. Einfachverglasung. Der Lärm unten auf der Straße war »bestens« zu hören.

Ich schaute zu, ohne das Geschehen draußen richtig wahrzunehmen, weil ich mich gedanklich mit Stevens beschäftigte. Ja, auch ich spürte, daß mehr hinter diesem Fall steckte und ich nicht unbedingt falsch lag, wenn ich ihm nachspürte.

Das Warten wurde lang. Da dehnten sich die Sekunden zu Minuten. Manchmal drang aus dem Flur ein Geräusch in den Raum. Schritte polterten die Treppe hoch. Dann brüllte eine Frau einen Mann an, umgekehrt war es auch einmal der Fall, aber über mir, und ich war froh, als ich das Telefon hörte.

»John, es ist soweit.«

»Wie weit, Tanner?«

»Wir wissen, wo die Dame wohnt. Das ist ganz in der Nähe. Du kannst zu Fuß hingehen. In einem dieser neuen Apartmenthäuser, in dem die kleinen Wohnungen sehr teuer sind. Der Anschluß ist auf den Namen Miller gemeldet worden.«

»Wie originell.«

»Meine ich auch.«

»Dann gib mal die Adresse durch.«

Er tat es.

Ich schrieb nicht mit, denn das war leicht zu behalten. »Gut, Tanner, ich werde mich wieder melden, dann sehen wir weiter und wissen mehr, hoffe ich.«

»Noch eins, John, laß dich nicht von einem süßen, blonden Engel verführen.«

»Das bestimmt nicht. Zumeist suche ich mir die Engel aus, von denen

ich mich verführen lasse.«

»Ist auch besser so.«

Meine Laune hatte sich gebessert. Ich sah wieder Land und war froh, nicht im Büro hocken zu müssen, denn das Wetter besserte sich von Minute zu Minute. Die Wolken verschwanden, der blaue Himmel kam durch, und so hob sich auch meine Laune.

Nur wenn ich an den verschwundenen Dick Stevens dachte, gefielen mir gewisse Dinge nicht…

***

Es war leicht gewesen, in Dicks Wohnung zu gelangen. Bei dieser Charlotte klappte das nicht so leicht. Sie wohnte in einem dieser modernen Häuser, mit stabilen Türen und Sicherheitsschlössern.

Ich wollte erst keinen großen Versuch starten, sondern forschte gleich nach dem Hausmeister. In diesen Apartmentburgen gab es ihn, besonders in den neuen Häusern, zu dem dieser Block gehörte.

In der großen, doch düster wirkenden Halle, was vor allen Dingen an der Farbe des Fußbodens lag, einem tiefen Blau, fand ich ihn nahe der Aufzüge, wo er dabei war, zwei dieser großen Fliesen auszuwechseln. Er hörte mich nicht kommen, weil neben ihm ein Radio dudelte.

Ich tippte ihm auf die Schulter.

Er schnellte hoch, als wollte er mich angreifen. Es war der erste Schreck, und der malte sich auf seinem Gesicht noch ab, als er herumgefahren war.

Der Hausmeister war noch keine dreißig. Er hatte dunkelblondes Haar und einen ebensolchen Oberlippenbart. Seine Hände sahen aus wie große Schaufeln.

Ich stellte das Radio ab, was ihm nicht gefiel, denn sein blasses Gesicht lief rot an.

»Was wollen Sie?«

»Ich brauche Ihre Hilfe.«

Er wollte mir eine patzige Antwort geben. Die aber schluckte er hinunter, als er meinen Ausweis sah, den ich ihm direkt vor die Nase hielt. »Scotland Yard helfen Sie doch gern, wie?«

Das Lachen mißlang ihm. Dafür nickte er und fragte, worum es denn überhaupt ging.

»Um eine gewisse Charlotte Miller.«

Das Grinsen des Hausmeisters bewies mir, daß er Bescheid wußte. Mit einem Kommentar hielt er sich allerdings zurück.

»Kennen Sie die Dame?«

»Ja, aber nur namentlich und nur vom Ansehen.«

»Sehr gut.«

»Wieso?«

»Dann werden Sie mich zu ihrem Apartment begleiten und es mir mit

dem Nachschlüssel öffnen.«

Der Hausmeister holte nicht nur tief Luft, sondern auch einige Weingummis aus seiner rechten Kitteltasche. Er ließ die Dinger in seinem Mund verschwinden und meinte, während er noch kaute:

»Ich weiß nicht, ob ich das so einfach darf.«

»Doch, das dürfen Sie.«

»Haben Sie einen Durchsuchungsbefehl?«

»Nein, aber ich kann ihn mir besorgen…«

»Ist ja schon gut. War nur eine Frage. Wenn Sie das so sehen, ist das okay.«

»In welche Etage müssen wir?«

»Es ist die achte.«

»Gut, fahren wir.«

»Ich muß aber erst noch den Schlüssel holen.«

»Dann warte ich solange«, erklärte ich ihm und nickte ergeben.

Der Hausmeister verschwand durch eine schmale Seitentür in seiner Bude. Ich wartete und ging dabei auf und ab. Der Mann war sehr schnell wieder da. Er hatte sich auch etwas gefangen und wollte von mir wissen, während wir in den Fahrstuhl einstiegen, ob damit zu rechnen sei, daß wir Charlotte eventuell als Leiche vorfinden würden.

»Wie kommen Sie denn darauf?«

»Man sieht so viel im Fernsehen.«

»Das können Sie vergessen. Aber Sie könnten mir trotzdem erzählen, was Sie über Charlotte wissen.«

»Ich?« Er tippte sich selbst gegen die Brust. »Nein, Sir, ich weiß nichts, gar nichts.«

»Das glaube ich Ihnen nicht.«

»Ich schwöre es. - Wir beide haben nie ein privates Wort gewechselt. Ich kann Ihnen nur sagen, daß sie immer sehr freundlich zu mir gewesen ist…«

»Wie sieht sie aus?«

Der Lift stoppte in der achten Etage. Die Antwort bekam ich, als wir im Flur standen, der ziemlich schmal war und wo sich die blaue Farbe von unten wiederholte, allerdings in einem helleren Ton.

»Toll sieht sie aus. Blond, ein Engel. Der hat man nicht angesehen, welchem Job sie nachgeht. Überhaupt nicht. So hätte sich meine Mutter immer ihre Schwiegertochter gewünscht. Aber was habe ich bekommen? Einen Drachen, der…«

»Also sie hat Klasse!« Ich wollte nicht zuhören, wenn er sich über seine Ehe beklagte.

»Das hat sie.«

»Dann lassen Sie uns zu ihr gehen.«

»Wir müssen nach rechts.«

Es war keine Freude für die Augen, diesen Gang zu sehen. Lang, leer,

keine Bilder an den Wänden, nur diese unterschiedlich getönten Aquafarben an den Wänden und auf dem Boden.

Im Gegensatz dazu waren die Türen weiß lackiert worden. Ein viel zu harter Kontrast.

Ich hatte den Hausmeister vorgehen lassen. In der rechten Hand hielt der den Universalschlüssel. Er spielte mit ihm. Der Mann war nervös. Wahrscheinlich erwartete er, eine Leiche in der Wohnung zu finden. Wenn ich ehrlich gegen mich selbst war, empfand ich den Gedanken nicht mal als absurd.

Vor einer der Wohnungstüren war der Mann stehengeblieben. Er probierte den Schlüssel aus, drehte ihn zweimal, zog die Tür am Knauf an, um sie wenig später aufzuschieben.

»Vielen Dank«, sagte ich und schob mich an ihm vorbei in den kleinen Flur.

Der Hausmeister stellte sich auf die Zehenspitzen, weil er ebenfalls etwas sehen wollte. »Ähm - soll ich noch bleiben?«

»Nein, das ist nicht nötig.«

»Ja, dann…« Er räusperte sich. »Viel Glück wünsche ich Ihnen, Sir.«

»Werde ich brauchen können, danke.« Ich schloß die Tür und lächelte hölzern. Dann verschwand dieser Ausdruck aus meinem Gesicht, denn ich hatte hier einen Job zu erledigen.

Der Flur war klein und schmal. Trotzdem zweigten von ihm drei Türen ab. Platz für eine Garderobe gab es nicht. Nur einen roten Schirmständer hatte die Mieterin in eine Ecke gestellt.

Die Wände waren weiß gestrichen. Selbst im Bad, dessen Tür ich als erste öffnete. Es roch nach Deo, Seife und einem Öl. Ein Fenster gab es im Bad nicht.

In meiner Umgebung war es still, und ich empfand die Wohnung auch als clean. Insofern, daß sie nicht aussah, als würde sie von jemandem bewohnt, der sich hier wohlfühlte. Man konnte eher meinen, daß sich der Mieter hier als Gast aufhielt.

Mit zwei kleinen Schritten hatte ich die zweite Tür erreicht. Wohn- oder Schlafzimmer, wobei letzteres sicherlich auch so etwas wie ein »Arbeitszimmer« war.

Es war das Wohnzimmer, in das ich schaute. Ich bewegte mich dabei kaum von der Tür weg, da ich alles gut überblicken konnte. Von einer Einrichtung konnte man auch hier nicht groß sprechen.

Zwei kantige Kästen als Regale gebaut, ein Fernseher, zwei Lampen, noch eine zusätzliche Liege, ein CD-Player, der an ein Radio angeschlossen war, damit hatte es sich schon. Nein, bis auf die Flaschen, die an der Wand standen. Zweimal Whisky, einmal Cognac und einmal Gin.

Und die Küche war auch noch vorhanden. Sie lag im toten Winkel der Tür. Die Zeile war in eine Nische hineingebaut worden und wurde

durch einen Vorhang verdeckt.

Ich zog ihn zur Seite und hob die Schultern. Da war alles sehr sauber. Auf einem Regalbrett standen einige Gläser. Eine Mikrowelle war ebenfalls vorhanden, ansonsten wies diese Einbauzeile keine Besonderheiten auf. Natürlich fehlte weder der Kühlschrank noch der Elektroherd.

Blieb das Schlafzimmer.

Ich mußte wieder zurück in den Flur. Die Türklinken waren ebenfalls blau lackiert worden und bestanden aus Kunststoff. Nur diejenige an der Schlafzimmertür schimmerte in einem dunklen Rot. Da wußte wohl jeder Kunde, wohin er zu gehen hatte.

Auch ich.

Na ja, die Luft hielt ich schon an, als ich die Tür aufdrückte und einen ersten Blick in das Zimmer hineinwarf, in dem es dunkler war als in den anderen. Das lag auch an dem Rollo vor dem Fenster, durch dessen Lamellen kaum helle Streifen drangen.

Teppichböden hatte ich auch in den anderen Räumen erlebt. Aber keiner war so weich und flauschig wie dieser hier im - pardon - Arbeitszimmer.

Vor mir sah ich das Bett.

Eine Spielwiese. Sehr breit. Eine rote Decke lag darauf. Als bedruckte Motive zeichneten sich Figuren von Männern und Frauen ab, die allesamt miteinander verschlungen waren und an Eindeutigkeit nichts zu wünschen übrig ließen.

Nach einem großen Spiegel suchte ich vergebens, dafür stand an der Wand ein geschlossener Schrank mit drei Türen und gegenüber eine Konsole, auf der ich Kondome und Papiertaschentücher sowie einige zusammengefaltete Handtücher entdeckte.

So also sah das Arbeitszimmer eines Callgirls aus. Der Geruch eines frischen Deos kitzelte meine Nase. Ich war irgendwo froh, daß ich keine Leiche gefunden hatte, wie der Hausmeister schon befürchtet hatte.

Ich trat an das Bett heran. Es sah aus wie frisch gemacht. Fleckenlos, nahezu steril.

Im Raum selbst war es ziemlich kühl. Eine angenehme Temperatur umgab mich, aber etwas störte mich.

Es war die Decke.

Ich hatte sie mir noch nicht angesehen. Beim Eintreten war sie mir mehr wie ein dunkler Schatten vorgekommen. Jetzt, wo ich beinahe am Kopfende stand, schaute ich in die Höhe.

Ja, sie war auch dunkel. Getönt in einer rötlichen Farbe, die zur Mitte hin in ein Lila überging. Und aus dieser Farbe hervor oder in sie hinein wuchs etwas, das mich erstarren ließ.

Ein Gesicht.

Das Gesicht einer Frau, die ich sogar kannte. Aber sie war kein Mensch, sie war eine der ersten und bösesten Dämoninnen, die es je gegeben hatte und leider immer noch gab.
Es war das Gesicht der Lilith!

***

Damit hatte ich den Beweis und mußte auch meinem Freund Tanner zu seiner Spürnase gratulieren, daß er gerade mir den Fall regelrecht zugeschustert hatte, denn normal lief hier nichts mehr. Da konnten wir die übliche Polizeiarbeit vergessen, denn nun ging es ans Eingemachte, und das gleich verdammt dick, denn der Anblick dieses Gesichts war keiner, über den man sich freuen konnte.
Auch ich nicht, denn auf meinen Rücken hatte sich eine kalte Haut gelegt, als ich näher über die erste Hure des Himmels nachdachte, wie sie in der Mythologie genannt wurde.
Sie paßte auch in diesen Raum hinein, denn die Mieterin der Wohnung ging dem ältesten Beruf der Welt nach.
Mist auch!
Ich dachte an die Verschwundenen und mußte mich revidieren. Waren sie nur noch verschwunden?
Allmählich konnte ich daran nicht glauben. Wahrscheinlich lebten sie nicht mehr. Das war normal, wenn Lilith ihre dämonischen Hände mit im Spiel hatte.
Ich betrachtete das Bild genauer. Auf der einen Seite zeigte es ein Gesicht, auf der anderen eine Fratze. Beide trafen sich irgendwo in der Mitte. Zudem ging von diesem Frauengesicht etwas aus, was nur schwer zu beschreiben war. Ich empfand es als eine animalische Lockung, die alle Grenzen überschritt, denn für so etwas gab es keine Tabus mehr. Typisch Lilith, die auch als erste Hure des Himmels bezeichnet wurde. Dieser Vergleich hatte sich in meinen Kopf hineingepreßt. Möglicherweise drang er auch deshalb immer so stark nach oben, weil ich im Schlafzimmer einer Hure stand.
Ich verzog bitter die Lippen. Smasch fiel mir ein. Ein widerlicher Dämon, ein Hexenfresser. Ihn hatte der Teufel persönlich gegen Lilith geschickt, um sie zu vernichten. Er hatte sie zerreißen und fressen sollen, doch er war ihrem Hexentanz nicht entkommen. Ihn hatte sie letztendlich gewonnen.
Das Gesicht unter der Decke ließ mich nicht aus seinem Bann. Ein kaltes, schönes Frauengesicht mit wirren Haaren auf der einen Seite, und dann wieder dieser dämonische Schimmer auf der anderen. Eine seltsame Dunkelheit, die von innen kam und sich nach außen drückte, legte sich als Schatten auf die Züge.
Lilith war eine Person, die faszinieren konnte. Es gab wohl kaum einen Mann, der es geschafft hätte, ihrem Bann zu entwischen, wenn

sie ihn einmal über ihn gelegt hatte. Da strahlte sie diese Erotik und zugleich Dämonie aus, und auch ich spürte diese Aura über mir.

Zugleich »meldete« sich mein Kreuz. Es erlebte einen leichten Anfall von Wärme, als sollte der Begriff Vorsicht auf diese Art und Weise ausgedrückt werden.

Ich achtete nicht darauf und tat das, was sicherlich auch die Kunden der Charlotte getan hatten.

Ich belegte das Bett.

Allerdings allein. Aus den Augen ließ ich dabei das Bild an der Decke nicht. Es war relativ schwach gezeichnet, vergleichbar mit einem Gemälde im Hintergrund, doch seine suggestive Kraft hatte es auf keinen Fall verloren.

Die bohrte weiter.

Sie saß fest.

Sie zeichnete sich in den Zügen ab, lag auf dem breiten Mund, den ich betrachtete, wobei ich den Eindruck hatte, als wäre er zu einem Lächeln verzogen.

Wichtig waren bei derartigen Gestalten auch die Augen. In meiner Rückenlage konnte ich mich gut auf sie konzentrieren. Der Blick fraß sich in ihnen fest.

Der Anblick über mir lebte nicht, und trotzdem war er vorhanden und mehr als eine schwache Zeichnung. Er war ein böses Wunder. Er hatte seine Bedeutung, und er mußte auch etwas mit den verschwundenen Männern und letztendlich auch mit dem nicht mehr aufgetauchten Dick Stevens zu tun haben.

Lilith war die Herrin der Hexen. Charlotte, das Model, das Callgirl, wie auch immer, mußte demnach in den Bann dieser Person hineingeraten sein. Oder sie war selbst eine Hexe. Das herauszufinden war meine Aufgabe.

Diesmal lag kein normaler Kunde in Liliths Bereich, sondern jemand, den sie kannte, und zwar nicht gerade als Freund.

Hatte sie mich bemerkt?

Bestimmt. Und wenn, dann würde sie auch reagieren. Aber sie war nur ein Bild oder Gemälde an der Decke. Auch das mußte man von zwei Seiten aus betrachten.

Charlotte stand unter ihrem Einfluß. Und dieser Einfluß hatte sich sichtbar in dem Zimmer manifestiert. So wurde Charlotte immer daran erinnert.

Dieses Gesicht über mir lebte. Wenn auch auf eine besondere Art und Weise. Ich bekam sehr schnell den Kontakt, als aus der Höhe etwas auf mich herabwehte. Es war möglicherweise nur eine Einbildung, aber dieser leichte Hauch von Kälte auf meinem Gesicht ließ mich schon frösteln, so daß ich mich unwillkürlich zusammenkrampfte.

Schatten lösten sich.

Einbildung?

Es war nicht genau zu erkennen, aber das Gesicht dort oben wurde tatsächlich von Schatten umtanzt, die mich an hauchzarte Wolken erinnerten, als wollten sie den doch starren Zügen eine Bewegung verleihen.

Es stimmte.

Die Bewegung war da.

Die Augen zuckten. Der Blick verlor seine Starre und wurde bösartig.

Ich blieb ruhig liegen, obgleich es mir schwerfiel. Den Einfluß und die unheimliche Kraft dieser mythischen Gestalt hatte ich mehr als einmal zu spüren bekommen, und als strahlender Sieger war ich nie aus einer Auseinandersetzung mit ihr herausgekommen. Blessuren hatte es immer gegeben.

Beim letzten Zusammentreffen, als der Hexenfresser sie angriff, hatte sie sogar versucht, Jane Collins, Suko und mich auf ihre Seite zu ziehen, um sich als Dank schlußendlich Jane zu holen, sie wieder einzugliedern in die Reihen der Hexen.

Das war ihr nicht gelungen. Da hatte sie eine Niederlage einstecken müssen, aber sie hatte uns auch vorgemacht, wie sie mit ihren Gegnern umging, denn sie war es gewesen, die den verdammten Hexenfresser besiegt hatte.

Welche Verbindung gab es zwischen ihr und der Nutte Charlotte? Nicht nur, daß die beiden denselben »Beruf« hatten, nein, ich ging noch einen Schritt weiter und glaubte schon jetzt daran, daß Charlotte ebenfalls ein Mitglied des Hexenreigens war, den eine Gestalt wie Lilith anführte.

Das graue Gesicht mit den dunklen Haaren über mir war gut gemalt. So zumindest sah es aus. Ich hätte es trotzdem nicht unterschrieben, denn möglicherweise gab es noch eine andere Lösung, und an die glaubte ich mehr.

Die Oberhexe Lilith verfügte über besondere Kräfte. Sie waren mit denen der Menschen nicht zu vergleichen. Davon konnten sie höchstens träumen. Ich rechnete damit, daß diese Hexe eben ihre Kräfte eingesetzt hatte, um sich zu zeigen.

Sie war eine Projektion. Sie hatte ihr Bild auf die Reise geschickt, das zugleich ihrem Einfluß unterlag. Der wiederum war auf die geheimnisvolle Charlotte übergegangen, und er versuchte jetzt, auch mich zu erreichen.

Ich kannte diese Vorzeichen sehr gut. Immer wieder hatte ich mich ihnen entgegengestellt, auch diesmal tat ich es, aber ich blieb dabei nicht mehr so bewegungslos, denn im Liegen löste ich das Kreuz von seinem Platz. Ich streifte die Kette über den Kopf und war beruhigt, als ich den Talisman auf meiner Hand liegen hatte.

Lilith war ein Urgeschöpf. Eine Gestalt, die schon zu Beginn der

Zeiten existiert hatte. Man mußte sie zu den bösen Engeln zählen, die damals die Herrschaft des Allmächtigen hatten an sich reißen wollen. Das war ihnen nicht gelungen, und so hatte schon zu diesen Urzeiten das Licht über die Schatten gesiegt.

Nur gaben diese Geschöpfe nicht auf. Sie waren nicht vernichtet worden. Sie hatten sich neu formieren und auch neue Kräfte sammeln können, so daß sie zu einem immensen schwarzmagischen Machtfaktor geworden waren, gegen die nur einige wenige angingen. Unter anderem zählte ich mich dazu und natürlich mein Kreuz.

Mein Blick wechselte. Mal schaute ich zur Decke, dann wieder streifte mein Blick über das Kreuz, dessen leichte Wärme sich auf meinem Handteller fortpflanzte. Sie zog sich bis in die Fingerspitzen hinein, wo sie mit einem letzten Kribbeln auslief.

Das Kreuz wehrte sich. Ich hatte es noch nicht aktiviert. Es lag in der Ruhestellung. Aber es war gewarnt.

Dem Gesicht über mir gefiel das nicht. Es blieb nicht mehr so ruhig. Die andere Magie irritierte, und es veränderte auch seinen Ausdruck. Da zuckten die Lippen, der Mund schob sich in die Breite. In den Augen leuchtete das Licht noch stärker. Aber nicht hell. Es war ein düsteres, ein graues Leuchten. Nur sehr schwach zu beschreiben.

Und dann spürte ich sie. Es trat das ein, auf das ich so lange gewartet hatte. Sie nahm mit mir Kontakt auf.

Sie wollte endlich klare Verhältnisse schaffen. Ich ging davon aus, daß es die echte Lilith war, die es geschafft hatte, diese Brücke zu schlagen, obwohl es für mich den Anschein hatte, als käme diese Botschaft aus dem über mir schwebenden Maul.

»Du wieder, Sinclair, aber freu dich nicht zu früh. Du wirst mir meine Freundin nicht wegnehmen.«

Das war kein normales Sprechen in meinem Kopf. Da zischte die Stimme hinein. Ich hatte zudem große Mühe, die Worte zu verstehen.

»Charlotte ist deine Freundin?«

»Ja.«

»Eine Hexe?«

»Auch.«

»Ich finde sie, Lilith, darauf kannst du dich verlassen. - Ich werde sie finden.«

Jetzt hörte ich ihr Lachen. »Ja, das traue ich dir zu. Ich wünsche mir sogar, daß du es schaffst. Dann habe ich einen Grund, sie loszulassen, Sinclair…«

»Warum hier? Warum muß ich hier dein verdammtes Gesicht sehen? Hast du dir eine neue Heimat gesucht?«

»Bestimmt nicht. Es ist meine alte Heimat. Es ist das, wozu ich entstanden bin. Die Huren und die Hexen, sie werden eine Gemeinschaft bilden. Ich habe meine Pläne geändert. Ich hatte mich

zuerst nur um die Hexen gekümmert, nun aber fielen mir wieder die Huren ein, denn mit ihnen hat alles begonnen. Und ich weiß, daß Huren und Hexen sich lieben können. Es muß nur die entsprechende Brücke geschlagen werden.«

»Und Charlotte ist einer der Pfeiler.«

»Ja, das ist er.«

Im Liegen lächelte ich das Bild oder die Projektion an. »Ich habe bisher nicht gewußt, daß ich auf dich treffen würde, nun aber bin ich gewarnt. Du weißt, daß ich versuchen werde, deine Brücken schon im Ansatz zu zerstören und…«

»Gerede, Sinclair, Gerede.« Sie war sauer, ich hatte es an ihrer Stimme gehört, aber mir wurde klar, daß sie sich schon ärgerte, denn sie hatte mit meinem Erscheinen nicht gerechnet, und auch die nächste Frage überraschte sie.

»Wo hast du sie getötet?«

Schweigen.

Ich wiederholte meine Worte.

»Wen meinst du?« zischelte die Stimme durch meinen Kopf. »Von wem hast du gesprochen?«

»Von den Männern!«

Jetzt schickte sie mir eine Lachen durch den Schädel. »Ich soll sie getötet haben? Schau dich um. Siehst du etwas? Findest du Spuren? Stolperst du über Blut?«

»Nein, aber…«

»Es gibt kein Aber für dich, Sinclair. Ich habe sie nicht getötet, verstehst du? Ich bin dabei, meine Macht zu vergrößern. Zuerst die Hexen, nun die Huren, denk daran.«

»Ja, das tue ich. Was kommt danach?«

Plötzlich war mein Kopf voll von ihrem Kreischen. Es stoppte aber blitzschnell. »Danach? Ich will es dir sagen, Sinclair. Danach sind andere dran. Frauen. Viele Frauen. Die Welt ist voller Frauen. Unter meiner Führung werden sie *die* Macht sein, denn ihnen gehört die Zukunft. Sie werden sich erheben müssen und an die Spitze gelangen, denn nichts ist gewaltiger als ihre Power, wenn sie es schaffen, sie in die richtigen Kanäle zu lenken.«

Ich erlebte in meiner Rückenlage mit, wie sich auch in dem Gesicht an der Decke die Gefühle abzeichneten. Es waren darin Haß und wilder Triumph zu erkennen. Lilith war mit den Gedanken bereits in der Zukunft und stellte sich als Königin einer gewaltigen Gemeinschaft vor, die einzig und allein auf ihren Befehl hörte.

Ich wußte, daß sie mir keine konkreten Antworten geben würde. Aber ich wollte sie auch nicht mehr sehen, und aus dem Handgelenk schleuderte ich das Kreuz gegen die Decke.

Auf seinem Weg dorthin sah ich die blitzenden Reflexe, und dann

erfolgte der Treffer.
Kein Schrei erreichte meine Ohren. Auch die Decke riß nicht. Sie fiel nicht in gewaltigen Brocken auf mich nieder, sie blieb bestehen.
Nur eines verschwand: Das Gesicht!
Lilith löste sich auf. Es war ein plötzliches Zerreißen, und da flog einiges auseinander. Plötzlich waren nur mehr schattenhafte Fetzen zusehen, die wie Irrwische über den Rest der Decke huschten und sich dann auflösten.
Vorbei.
Keine Lilith mehr.
Nur noch das Kreuz. Es traf die Decke, fiel nach unten, und ich konnte es wieder mit der rechten Hand auffangen. Zugleich richtete ich mich auf und kam mir plötzlich ein wenig lächerlich vor, so allein in diesem »Arbeitsbett« zu liegen.
Ich richtete mich auf und blieb sitzen. Lilith hatte keine Spuren hinterlassen. Sie war nicht mehr zu sehen und auch nicht zu riechen, wie bei anderen Dämonen, die als Erbe den Gestank von Schwefelgasen hinterließen.
Das Zimmer war völlig normal geworden. Sogar der Parfümgeruch war wieder in meine Nase gedrungen. Ich wußte selbst nicht, wie ich mich fühlen sollte. Hatte ich nun einen Gewinn erreicht oder eine Niederlage hinnehmen müssen?
Wahrscheinlich beides. Gewinn und Niederlage. Ich konnte mich als eine neutrale Person fühlen, die noch auf demselben Fleck stand wie vor der Begegnung mit Lilith. Ich war wirklich um keinen Schritt vorangekommen, aber ich hatte etwas über die Pläne dieser Unperson erfahren, und das war ja auch schon etwas.
Das Wichtigste jedoch hatte ich versäumt. Es war mir nicht gelungen, herauszufinden, wo sich Charlotte aufhielt, die sich hier Charlotte Miller nannte. Für mich war sie eine schlaue und raffinierte Person, die unter Liliths Schutz ihre eigene Fäden zog, und zwar aus einem sicheren Versteck heraus.
Genau das war das Problem. Ein Versteck zu finden. Vielleicht ihren zweiten Arbeitsplatz, zu dem sie die Verschwundenen gelockt hatte. Bisher ging ich nur meinen Theorien nach. Ich wußte auch nicht, wie es dem verdeckten Ermittler Dick Stevens gelungen war, an sie heranzukommen. Wahrscheinlich hatte er dieses zweite Versteck gefunden, wonach ich so verzweifelt suchte.
An der Tür blieb ich stehen, um mir das Schlafzimmer noch einmal anzuschauen. Äußerlich wies nichts darauf hin, daß hier eine besondere Person lebte, die sich einer fremden Magie verschrieben hatte. Aber so leicht gab ich nicht auf. Den schmalen Schrank öffnete ich - und runzelte die Stirn, als ich den Inhalt anschaute.
Lederbodys, Strapse, seltsame Kostüme, Oberteile ebenfalls aus

weichem Leder, Lackanzüge und Instrumente, die eher ins Mittelalter als in die Neuzeit gepaßt hätte.

Charlotte, der Engel, konnte auch ein Teufel sein, wenn die Kunden es wünschten.

Es waren ihre für mich nicht nachvollziehbaren Arbeitsmaterialien, die ich vor mir sah, aber auch sie gaben mir keinen Hinweis auf den Aufenthaltsort dieser Person.

Ich schloß den Schrank wieder. Dann durchsuchte ich noch die anderen Räume.

Negativ.

Sie hatte sich an die Spielregeln gehalten und war einfach verschwunden. Ziemlich frustriert öffnete ich die Wohnungstür. Im Flur stand noch immer der Hausmeister. Er wandte sich um, als er hörte, daß ich die Wohnung verließ. Plötzlich wirkte er erleichtert.

»Da sind Sie ja.«

»Ja, wieso nicht?«

Er hob die Schultern. »Keine Ahnung, aber ich habe mir die schlimmsten Dinge vorgestellt.«

Ich zog die Tür wieder zu. »Vergessen Sie es«, sagte ich. »Nichts war schlimm.«

»Auch keine Toten?«

»Nein, auch sie nicht«, erwiderte ich kopfschüttelnd. »Sind Sie denn so scharf darauf, daß ich in dieser Wohnung eine Leiche finde, Mister?«

Er wurde verlegen. »Nein, das eigentlich nicht. Aber im Fernsehen habe ich…«

»Filme, keine Wirklichkeit. Das Leben läuft nicht so, wie es sich die Drehbuchautoren ausgedacht haben, das mal vorweggenommen, mein lieber Freund.«

»Ja, das wird wohl so sein.«

Mir fielen noch einige Fragen ein, die die Mieterin der Wohnung betrafen. »Sagen Sie, Mister…«

»Stone. Aber nicht Sharon.« Er lachte.

»Gut, Mr. Stone. Sie sind ja der Mann, der hier alles unter Kontrolle hat, denke ich.«

Er blähte sich etwas auf. »Das kann man wohl sagen.«

Er nickte. »Ja, schon.«

»Es ist zwar viel oder zuviel verlangt, aber die Mieter, die hier in diesem großen Haus wohnen, kennen Sie bestimmt nicht alle.«

»Nein, nicht alle.«

Ich lächelte, da mich diese Antwort wieder hatte hoffen lassen. »Gut, Mr. Stone, wenn Sie die Mieter nicht alle kennen, dann aber doch bestimmte.«

»Das schon«, gab er zu.

Ich trat näher an ihn heran. »Mal von Mann zu Mann, Mr. Stone. Auch wenn ich diese Charlotte Miller persönlich nicht kenne, kann ich mir doch vorstellen, daß sie eine besondere Person ist. Ein verdammt heißer Schuß. Oder irre ich mich?«

»Hm.« Stone zögerte mit der Antwort. »Ich weiß nicht, was Sie damit andeuten wollen…«

»Sie haben sich doch bestimmt für Charlotte interessiert.«

Jetzt wurde der Hausmeister verlegen. »Na ja«, murmelte er vor sich hin. »Was man so interessieren nennt. Ich meine, sie war schon etwas Besonderes, das stimmt.« Sein Kopf ruckte plötzlich hoch.

»Aber sie war nicht das, was man einen heißen Schuß nennt.«

»Wirklich nicht?«

»Nein.«

»Was war sie dann?«

Stone knetete für einen Moment seine Nase. »Wenn ich ein Bild von ihr hätte, würden Sie mir sicherlich zustimmen. Charlotte Miller sah aus wie ein Engel.« Er nickte, um sich zu bestätigen. »Ja, Sie werden es kaum glauben. Wer sie sah, hätte sie für einen Engel halten können. Für ein wunderbares und reines Geschöpf. Für etwas, das nicht von dieser Welt ist, Mr. Sinclair. Jede Mutter hätte sich eine Person wie sie gern als Schwiegertochter gewünscht. Daß sie nun einem außergewöhnlichen Beruf nachging«, er hob die Schultern, »mein Gott, das war eben ihr Vorteil.«

»Wie meinen Sie das denn?«

»Ist doch klar. Wenn die Männer zu ihr kamen, dann hatten sie nicht den Eindruck, zu einer Hure zu gehen, denn die sehen ja meist anders aus.«

»Könnte man meinen. - Zumindest die aus dem Film.«

»Ja, das stimmt.«

»Und Charlotte war rein.«

Er grinste. »Nach außen hin. Sie war nicht als eine Nutte zu erkennen. Sie war wunderbar, das kommt auch noch hinzu. Hilfsbereit. Einmal hat sie sich sehr um einen verletzten Jungen gekümmert, der aus dem Fenster gefallen war. Da konnte man ihr nichts nachsagen.«

»Sehr schön, Mr. Stone. Wußten denn die anderen Mieter hier im Haus, welchem Beruf sie nachging?«

Er blies seine Wangen auf. »Ich weiß nicht, ob es alle wußten, Mr. Sinclair.«

»Aber einige schon.«

»Und das hat diese Leute nicht gestört?«

»Kants ich nicht sagen. Jeder muß eben sehen, wie er seine Kohle verdient, meine ich.«

»Ja, da haben Sie wohl recht. Jetzt ist sie ja nicht da«, spann ich den

Faden weiter. »Passierte es öfter, daß Sie wegblieb. Vielleicht für zwei oder mehr Tage.«

»Das kam schon mal vor, glaube ich.«

»Aber Sie wissen es nicht, Mr. Stone.«

»Nein, wie sollte ich auch? Ich hatte ja keinen regelmäßigen Kontakt zu ihr. Aber ich gebe zu, daß die Wohnung hin und wieder leerstand. Dann war sie wohl verreist.«

»Zu Zielen, über die sie mit Ihnen bestimmt nicht gesprochen hat, Mr. Stone.«

»Sicherlich nicht.«

»Auch nicht andeutungsweise?«

»Nein. Sie war plötzlich weg. Aber sie ist immer wieder zurückgekehrt.«

»Das glaube ich Ihnen gern.« Ich war nachdenklich geworden. »Wie lange ist sie denn jetzt weg?«

»Das kann ich nicht sagen.«

»Anders herum gefragt. Wann haben Sie Charlotte zum letztenmal gesehen?«

Stone überlegte, und rieb wieder seine Nase. »Oh, das ist schwer zu sagen…«

»Lassen Sie sich Zeit.«

»Ja, ja, mache ich ja schon. Gestern war es nicht. Vorgestern vielleicht. Hm.« Er hob die Schultern.

»Ja, das kann sein. Es ist möglich, daß ich sie vorgestern gesehen habe. Unten, als sie das Haus verließ.«

»Mit Gepäck oder ohne?«

»Daran kann ich mich nicht erinnern. Ich weiß auch nicht, ob sie zu Fuß ging oder ein Taxi nahm.«

»Hat sie kein eigenes Auto«

»Das weiß ich nicht. In der Tiefgarage jedenfalls hat sie keinen Stellplatz gemietet.«

Das sah nicht sehr gut aus für meine Nachforschungen. Diese Charlotte hatte tatsächlich ein Leben geführt, wie es typisch für eine anonyme Hochhausbewohnerin war. Trotz ihres Berufs unauffällig, und genau damit hatten meine Kollegen und ich des öfteren Probleme.

Noch eine letzte Frage wollte ich stellen. »Sie wissen nicht zufällig, ob hier noch jemand wohnt, mit dem Charlotte Kontakt gehabt hat! Ich meine einen näheren.«

Der Hausmeister brauchte nicht lange zu überlegen. »Doch, da gab es jemand. Eine gewisse Doreen Sanders. Die wohnt zwei Etagen über dieser hier.« Er verzog den Mund. »Na ja, Sie können sich bestimmt vorstellen, welchem Beruf sie nachgeht.«

»Dem gleichen?«

»Ja.«

»Danke, Mr. Stone. Und die beiden haben sich verstanden?«

»Wie gut, das weiß ich nicht. Mir ist nur bekannt, daß sie hin und wieder Kontakt aufgenommen haben. Nach allem anderen dürfen Sie mich wirklich nicht fragen.«

»Danke sehr.« Ich klopfte ihm auf die Schulter. »Sie haben mir schon sehr geholfen. Und diese Doreen wohnt zwei Etagen über dieser?«

»Ja. Apartment einhundertvier.«

»Noch mal, vielen Dank.«

Ich wußte jetzt, wo ich hinzugehen hatte, als ich in den Lift stieg. Der Hausmeister blieb zurück. Er sah aus wie ein Mann, der der Realität entglitten war und nur in seinen Träumen lebte…

***

Charlotte stand am Rand »ihres« Brunnens und hatte die Hände auf das Gestein gelegt. Sie atmete tief durch und freute sich über die kühle Nachtluft. Noch immer glaubte sie, den letzten Schrei des Mannes in den Ohren zu haben, aber das lag mehr als eine halbe Stunde zurück. In dieser Zeit war sie sehr aktiv gewesen. Sie hatte den Wagen des Mannes, in den nahen See gefahren und mit großem Vergnügen zugeschaut, wie er versunken war.

Dann war sie wieder an ihren Lieblingsplatz zurückgekehrt und starrte in die dunkle Tiefe des Schachts.

Ohne Licht war dort wirklich nichts zu sehen. Charlotte lauschte, denn es war schon vorgekommen, daß Opfer überlebt hatten. Dann waren die verzweifelten Schreie und Stöhnlaute an den Wänden des Brunnens in die Höhe gedrungen, und Charlotte hatte dagestanden und zugehört.

In diesem Fall war alles still.

Trotzdem wollte sie sich auf ihre Art und Weise überzeugen. Die lichtintensive Taschenlampe lag neben ihr auf dem Boden. Charlotte nahm sie hoch und leuchtete in den Schacht hinein. Dabei veränderte sie noch etwas an der Optik. Das Licht wurde nicht mehr so stark fokussiert. Es breitete sich jetzt fächerförmig aus und streifte über die Innenwände des Brunnens hinweg.

Mächtige Steinblöcke bildeten den Schacht, der tief in die Erde getrieben worden war. Farne und Moose hatten sich in den Ritzen des feuchten Gesteins angesiedelt.

Das Blut hatten sie nicht überdecken können.

Charlotte lächelte, als sie es sah. Es klebte an der Brunnenwand wie hingeklatscht. Sie sah jetzt auch das frische Blut des letzten Opfers, das eine andere Farbe hatte. Sie war heller als das ältere und noch nicht eingetrocknet, denn an den unteren Rändern der Lage lösten sich noch einige Tropfen, die auf ihrem Weg in die Tiefe eine dünne, rote Spur auf dem Gestein hinterließen.

Dem folgte Charlotte mit dem Licht der Lampe, das sich dort fing, wo die Spitzen der mörderischen Pfähle in die Höhe ragten, denen die Opfer nicht entrinnen konnten.

Auch Dick war es nicht gelungen. Mindesten drei Pfähle mußten ihn erwischt haben, denn so dicht standen sie beisammen. Der Körper allerdings hing dort nicht mehr fest. Er war durch die Lücken in die Tiefe gerutscht und lag jetzt auf dem feuchten Schlammboden.

Charlotte war zufrieden.

Vorerst zumindest.

Trotzdem blieb sie mit dem Oberkörper über den Rand gebeugt stehen und starrte in die Tiefe. Sie mußte einfach etwas loswerden, auch wenn sie keiner mehr hören konnte. Sie schrie die Worte in die Tiefe hinab, wobei sich ihre Stimme beinahe überschlug. »Du hast mich nicht reinlegen können, Hundesohn, du nicht. Wenn du gedacht hast, daß du besser wärst als ich, so hast du dich getäuscht. Ich habe gespürt, daß du kein normaler Gast bist, und ich habe dich mit noch größerer Freude in den Schacht hineinstürzen lassen.« Sie stoppte, dann schickte sie noch ein schrilles Kichern als Nachricht in die Tiefe, bevor sie ihren Oberkörper wieder anhob und sich zur Seite drehte.

Sie fühlte sich gut. Die Lampe schaltete sie aus und ging auf ihr kleines Haus zu.

Es war schon seltsam, daß man sich tatsächlich in einer modernen und von der Elektronik oft überwachten Welt so gut verstecken konnte. Niemand hatte ihr Versteck bisher gefunden. Sie hatte all ihre Spuren löschen können, und es war ihr auch gelungen, sehr raffiniert vorzugehen. Dieses Kompliment mußte sie sich selbst machen. Die zwei Wohnungen hatten schon ihren Vorteil Immer dann, wenn der Brunnen sie lockte, lockte sie auch einen Kunden her. Und sie kamen alle, denn sie liebten die Einsamkeit, wo sie niemand sah, der sie an ihr schlechtes Gewissen erinnerte, denn zumeist waren die Kunden ja verheiratet. Sie mochten die Einsamkeit und hofften besonders auf das Erfüllen der Versprechen, die ihnen Charlotte schon zuvor gemacht hatte.

Sie waren gekommen.

Alle.

Und sie waren entsprechend bedient worden.

Dieser Gedanke machte sie fröhlich. Um so beschwingter schritt sie dem dunklen Haus entgegen, das eigentlich mehr einer Hütte glich und von der natürlichen Umgebung geschützt wurde. Es stand hinter einer langen, hohen und mit Buschwerk bewachsenen Böschung, an deren anderer Seite niemand dieses Haus vermutet hätte, wenn er die schmale, in der Nähe vorbeiführende Straße entlangfuhr, die aber wenig benutzt wurde.

Einer ihrer Gäste hatte das Haus einmal als ein Hexenhaus

bezeichnet. Das traf irgendwo auch zu.

Es war nicht sehr hoch, denn es gab keine erste Etage. Aber durch das nach vorn und über den Rand hinweggezogene Dach wirkte es noch kleiner und kompakter, als es ohnehin schon war, und jeder, der durch die Tür trat, zog den Kopf ein, obwohl dies oft nicht zu sein brauchte, da die Tür eine normale Höhe hatte.

Vor ihr blieb Charlotte stehen. In der Dunkelheit schimmerte die Eisenklinke. Auch die Fenster wirkte wie finstere Augen, die sich zu Vierecken verzogen hatten, um die Menschen zu beobachten.

Charlotte zog die Tür auf. Wie immer meldeten sich die Angeln mit einem leisen Quietschen, aber daran hatte sie sich gewöhnt, und sie schreckte auch nicht zusammen wie manche ihrer Gäste.

Die Frau mit dem Engelsgesicht betrat das dunkle Haus und machte Licht. Auch in dieser Einsamkeit gab es elektrischen Strom. Der Erbauer hatte es an das öffentliche Netz anschließen lassen.

Licht verbreiteten die zahlreichen Lampen, die an den Wänden hingen. Einen großen Raum leuchteten sie aus, den sich Charlotte nach ihrem Geschmack eingerichtet hatte.

Kenner hätten beim ersten Hinschauen von einem Landhausstil gesprochen. Das traf auch irgendwie zu, aber um einen echten Landhausstil zu demonstrieren, war die Einrichtung doch ein wenig zu verspielt und im wahrsten Sinne des Wortes auch zu puppig.

Puppen saßen oder lagen an den verschiedensten Stellen und Orten. Auf der geblümten Couch mit den Kissen, auf den Stühlen und zwei Sesseln. Auf den Regalen und den Dächern der niedrigen Schränke. Und diese Puppen lächelten alle. Als wollten sie Charlotte empfangen. Zudem waren die Gesichter auch der Eingangstür zugewandt. Jungen und Mädchen, kleine und große, sie alle saßen friedlich beieinander.

Sie liebte Puppen.

Seit ihrer Kindheit schon, wo man ihr so böse mitgespielt hatte. Urplötzlich war der Gedanke wieder da, und sie hatte Mühe, ihn abzuschütteln.

»Hallo, ihr Lieben«, begrüßte sie die stummen Bewohner. »Ich hoffe, daß es euch gutgeht…«

Sie bekam keine Antwort, aber sie war auch so zufrieden, denn niemand hatte sich an ihren Lieblingen vergangen. Sie standen noch immer so, wie sie aufgebaut worden waren, und das tat ihr gut.

Vor der Couch stand ein nicht sehr hoher Tisch. An ihm ging sie vorbei und lenkte ihre Schritte dann auf eine schmale Tür, zu, hinter der das Bad lag.

Es war mit hellroten Fliesen gekachelt. Dafür waren die Wände weiß, und manchmal sah es so aus es kam auf den Lichteinfluß an -, als würden sich diese Fliesen in einen Teppich aus Blut verwandeln, über den sie dann schritt.

Sie betrachtete sich im Spiegel.

Das schöne Gesicht. Das Gesicht eines Engels. Etwas Wunderbares strahlte von ihm ab. Niemand hätte für möglich halten können, welch ein Teufel sich hinter diesem Engelsgesicht verbarg.

Charlotte wollte sich zulächeln, aber dieses Lächeln zerbrach bereits im Ansatz, denn sie hatte auf dem Gesicht, und zwar mitten auf der Stirn, einen Blutfleck erkannt. Er zeichnete sie wie ein Mal.

Nicht daß sie etwas gegen Blut gehabt hätte, aber es war nicht ihr Blut, sondern das des letzten Opfers, das so gewaltig in die Höhe gespritzt war und auch sie getroffen hatte.

Charlotte ging vor bis ans Waschbecken und drehte das Wasser auf. Sie ließ es gegen die Hände strömen, was sie wunderbar erfrischte, dann bückte sie sich und wischte ihr Gesicht ab.

Bevor sie zum Handtuch griff, um sich abzutrocknen, warf sie noch einen Blick in den Spiegel.

Das Blut war verschwunden.

Sie war zufrieden.

Der Spiegel war hoch und auch breit, so daß sie einiges von ihrem Körper sehen konnte. Noch immer trug sie das helle Kleid. Es war nicht völlig weiß, sondern zeigte mehr eine hellbeige Farbe.

Unter dem dünnen Stoff zeichneten sich ihre hübschen Brüste ab, auf die Charlotte so stolz war. Um sie zu sehen, zu küssen und berühren zu dürfen, zahlten ihre Gäste große Summen, und sie würden auch weiterhin zahlen, das stand fest.

Sie würden für das büßen, was man ihrem Körper angetan hatte. Damals hatte sie gehorchen und büßen müssen, heute war es umgekehrt. Die Hände waren trocken, und so strich sie über ihren Oberkörper hinweg, ließ auch die Brüste nicht aus und war mit sich zufrieden.

Dann ging sie aus dem Bad, in dem es neben der Dusche noch eine Sitzbadewanne gab.

Sie schloß die Tür hinter sich, schaute nachdenklich in den großen Raum hinein, wobei sich die Haut auf ihrer Stirn leicht kräuselte.

Dann hatte sie einen Entschluß gefaßt. Auf dem Boden lag ein bunter Teppich von einer bestimmten Größe. Er ließ sich leicht anheben und aufrollen.

Sie tat es und schaute dabei auf die Luke, die sich nahtlos in die Bohlen des Fußbodens einpaßte. Es war ein Deckel, mit einem Griff in der Mitte. Er lag jetzt so auf der Seite, daß er so gut wie keine Erhebung bildete und deshalb auch keine Stolperfalle war.

Sie umklammerte ihn mit der rechten Hand. Ohne große Mühe ließ sich die Luke in die Höhe ziehen. Eine viereckige, dunkle Öffnung entstand, und es war auch der Beginn einer Leiter zu sehen.

Charlotte legte den Deckel zur Seite. Erst dann löschte sie das Licht.

Sie wußte genau, wo sie ihre Taschenlampe hingelegt hatte, nahm sie wieder an sich, schloß die Tür noch von innen ab und ging wieder auf die Öffnung zu.

Müde war sie nicht. Den fehlenden Schlaf konnte sie auch tagsüber nachholen.

Sie kannte den Weg und brauchte deshalb nicht einmal besonders vorsichtig zu sein. Mit zielsicheren Bewegungen stieg sie in die Tiefe des Kellers, gestützt von den Stufen der Leiter.

Es sah so aus, als wäre ein Engel dabei, in die Zentrale der Hölle zu klettern…

***

Ich hatte geklingelt. Zweimal sogar, aber keine Reaktion erfahren. Dann versuchte ich es ein drittes Mal und hörte eine samtweiche Stimme, die mir andeutete, daß ich mich noch einen Moment gedulden sollte. Dann wäre die Überraschung schöner.

Für Doreen Sanders vielleicht, aber nicht für mich.

Ich wartete. Der Flur sah aus wie der zwei Etagen tiefer. Hier war alles gleich und fast klinisch, was mir überhaupt nicht entgegenkam.

Daß ich Musik aus einer Wohnung hörte, empfand ich schon als angenehm, auch wenn mich der harte Techno-Rhythmus nicht eben anmachte.

Das wollte Doreen Sanders, als sie die Tür öffnete. Sie tat es nicht schnell, nicht langsam, sondern mit einem genau berechnenden Schwung, der dann hineingleiten sollte in die Überraschung des Gastes, wenn er Doreen zum erstenmal zu Gesicht bekam.

Ich schaute sie an.

Sie schaute mich an, und sie lächelte.

Nun ja, es war schon der Unterschied zwischen ihr und Charlotte zu erkennen; obwohl ich letztere nur von der Beschreibung des Hausmeisters her kannte.

Doreen Sanders war dunkelhaarig, schwarz sogar. Und sie hatte diese wuschelige Pracht mit einem glänzenden Haarlack besprüht, damit alles hielt. Die langen Beine endeten in superkurzen Höschen.

Nabelfreies Oberteil, hochhackige Schuhe, knappes, aber interessantes Oberteil.

»Hi.« Sie lächelte. Dabei entstanden einige Falten in ihrem Gesicht, die selbst durch die Schminke hindurchschimmerten, denn Doreen war nicht mehr die Jüngste und vom Leben gezeichnet. »Willst du nicht hereinkommen, schöner Mann?«

Auf den schönen Mann bildete ich mir nichts ein, das sagte sie bestimmt auch zu einem alten »Gorilla«, wenn er nur genug Scheine in seinem Fell versteckt hatte.

»Sehr gern.«

»Dann bitte«, sang sie mir entgegen.

Ich trat über die Schwelle, und Doreen schloß die Tür. Fast hastig. Es kam mir vor, als hätte sich die Klappe einer Falle geschlossen, denn nun würde sie mich nicht mehr loslassen.

»Du hast aber nicht angerufen?« fragte sie.

»Nein, das habe ich nicht.«

»Darf ich dann fragen«, sie kam näher auf mich zu, »woher du weißt, wo ich wohne.«

»Eine Kollegin von dir gab mir den Tip.«

»Ah, wie nett. Welche denn?«

»Charlotte.«

Ich hatte sie bei der Antwort genau beobachtet, aber ihr Blick war harmlos geblieben. Nur schien ihr meiner nicht gefallen zu haben, denn plötzlich trat sie einen großen Schritt zurück und wäre fast gegen die himmelblau tapezierte Wand geprallt. »He«, sagte sie, »du bist kein normaler Gast.«

»Wieso nicht?«

Doreen verengte die Augen, um die Antwort durch diese Geste bereits anzudeuten. »Ich sehe es deinem Blick an. So schaut kein normaler Kunde. So kalt, so sicher. Die meisten sehen sich um und sind dabei verunsichert.« Sie lachte hart auf. »Ich habe meine Erfahrungen sammeln können, das kannst du mir glauben.«

»Möglich«, gab ich zu, »aber…«

Sie ließ mich nicht ausreden und streckte mir den Zeigefinger entgegen. »Du bist ein Bulle!«

Ich schwieg.

»Stimmt's?«

»Wollen wir hier an der Tür reden?« fragte ich.

Ihr Lachen klang wie das eines Mannes. »Ja, ja, schon gut, ich habe begriffen. Diese Ausreden kenne ich, verdammt noch mal. Ich weiß schon Bescheid.«

»Dann geh vor.«

Sie schaffte mich nicht in das Zimmer mit der Spielwiese. Wir betraten eine kleine Küche. Das Apartment war ebenso geschnitten wie Charlottes, nur seitenverkehrt. In der Küche roch es nach Kaffee. Aus der Kanne schenkte sich Doreen eine Tasse ein, bot mir aber keine an. Sie setzte sich an den Tisch mit der angegrauten Resopalplatte, wo auch eine Schachtel mit den Zigaretten lag und ein fast voller Ascher stand.

Ich hatte ebenfalls meinen Platz eingenommen, saß ihr gegenüber auf einem kleinen Hocker. Da sie auf einem Stuhl saß, wirkte sie größer als ich, was ihr wohl gefiel, denn sie lächelte. Dann zündete sie sich eine Zigarette an und schaffte es noch, während dieses Vorgangs mit mir zu reden. Das war schon eine Kunst.

»Wenn du ein neuer von der Sitte bist, dann laß dir sagen, daß man mir nichts ans Zeug flicken kann. Ich bin registriert, ich gehe pünktlich zur Untersuchung, ich bin lange genug im Geschäft, und ich komme sogar mit manchen Bullen aus.«

»Ich bin nicht von der Sitte.«

Sie paffte zwei Wolken über den Tisch. »Aber auch nicht von der Verkehrspolizei«, wobei der Name Verkehr sich aus ihrem Mund besonders pikant anhörte.

»Nein, auch nicht. Scotland Yard, Miß Sanders, und mein Name ist John Sinclair.«

Das erschreckte sie nicht, denn sie winkte müde ab. »Das Miß Sanders kannst du lassen, sag Doreen. Mich kann nichts mehr erschüttern. Ich bin schon über vierzig und mache den Job mehr als zwanzig Jahre. Mit euch Typen bin ich eigentlich immer gut gefahren.«

»Das freut mich.«

Sie hob die Schultern. »Mal sehen. Was willst du wissen?«

»Nichts über dich.«

»Ist schon positiv. Aber über andere rede ich nicht gern.«

»Es geht um Charlotte.«

»Ach.« Sie prustete los. »Meinst du den Engel?«

»Ja.«

»Sie ist harmlos.«

»Davon möchte ich mich ja gerade überzeugen, und dabei könntest du mir helfen.«

Doreen Sanders schwieg. Sie blickte mich schräg über den Tisch hinweg an. »Ich weiß nichts und werde auch nichts wissen. Sie ist zwar eine Kollegin von mir, aber keine Freundin. Wir sind Konkurrentinnen. Außerdem ist sie jünger als ich. Immerhin zwanzig Jahre, und das macht bei den Kerlen was aus.«

»Ich suche sie!« sagte ich. »Zwei Etagen tiefer.«

»Sie ist nicht da.«

»Dann warte.«

»Nein, es wird wohl zu lange dauern. Ich habe gehört, daß sie öfter das Haus verläßt.«

»Das kann sein«, erwiderte die Frau. Sie stand auf, die Zigarette klebte zwischen ihren Lippen, als sie aus dem Schrank eine Flasche Brandy holte. Zwei Gläser nahm sie auch mit. »Willst du einen Schluck?«

»Einen kleinen.« Ich wollte es mir mit ihr nicht verderben.

Doreen drückte ihren Glimmstengel aus. Sie sprach beim Einschenken. »Wenn sie öfter das Haus verläßt, kann das für mich nur gut sein. Eine Konkurrentin weniger. Cheers.« Sie hob das Glas an und trank es leer.

Ich nippte nur daran. »Ist das denn so üblich bei euch, daß hin und wieder eine verschwindet?«

»Ja, das ist es.« Sie füllte ihr Glas noch einmal. »Viele oder einige von uns führen ein Doppelleben.«

»Das heißt, sie haben zwei Wohnungen.«

Doreen nickte. »Genau so ist es.«

»Auch Charlotte?«

»Muß wohl so sein.«

»Aber sicher bist du dir nicht?«

»Nein«, gab sie zu.

»Dann erzähl mir einfach, was du weißt.«

Doreen Sanders wollte noch nicht. Das machte sie mir durch ihr Kopfschütteln klar. »Verdammt noch mal, worauf soll das alles hinauslaufen? Wenn ich dich so reden höre, kann ich den Eindruck gewinnen, als hätte Charlotte etwas Schreckliches getan.«

Ich hob nur die Schultern.

»Hat sie das denn?« fragte Doreen.

»Das wissen wir nicht genau. Es ist schon möglich. Jedenfalls geht es um ein Kapitalverbrechen.«

»Mord?«

»Keine Ahnung, möglich.«

Doreen schüttelte den Kopf und lachte. »Es ist komisch«, sagte sie, »aber ich glaube dir sogar.« Sie beugte sich vor und legte die Arme ausgebreitet auf den Tisch. »Klar, die liebe Charlotte hat das Gesicht eines Engels, aber sie ist kein Engel, schon gar nicht in unserem Job, verstehst du das?«

»Ist mir klar. Aber du hast so intensiv gesprochen, Doreen. Kannst du mir sagen, was dahintersteckt?«

»Meinst du hinter Charlottes Maske?«

»Zum Beispiel.«

»Sorry, Sinclair, aber da habe ich keine Ahnung. Wirklich nicht. Ich weiß nur, daß sie sich versteckt hält. Das Engelsgesicht ist für mich eine Maske, und wie schon erwähnt, wir sind nicht eben die besten Freundinnen gewesen.«

»Schade«, sagte ich. »Aber du bleibst dabei, daß sie noch eine andere Wohnung hat.«

»Wer so oft verschwindet, muß einfach ein Doppelleben führen, Sinclair, anders ist das nicht zu machen.«

»Schade.« Ich hob die Schultern. »Dann ist mein Besuch bei dir wohl umsonst gewesen.«

»Sieht ganz so aus.«

»Aber du hast mit ihr gesprochen.«

»Das blieb ja nicht aus. Wir redeten meistens über das Geschäft. Und auch da ließ sich die schöne Charlotte nicht in die Karten blicken. Die

war verdammt raffiniert.«
»Kann es denn sein«, fragte ich, »daß sie irgendwann einmal den Namen Lilith erwähnt hat?«
Doreen hatte schon antworten wollen, nun aber schloß sie den Mund wieder. Sie sah so aus, als würde sie nachdenken. Dazu brauchte sie eine frische Zigarette und einen neuen Drink. Ich leerte inzwischen mein Glas und schaute sie an.
»Wie war der Name noch mal?«
»Lilith. Es ist sehr selten. Da müßte man ihn eigentlich behalten, wenn man ihn ge…«
»Ja, ja, schon gut.« Sie winkte ab. »Klar, ich habe den Namen schon gehört.«
»Von Charlotte?«
»Muß wohl so sein, wenn du danach fragst.« Doreen nickte. »Stimmt, sie hat ihn erwähnt.«
Ich zeigte meine Spannung nicht äußerlich. »In welch einem Zusammenhang denn?«
»Hm - wenn ich das wüßte…«
Ich gab ihr eine Hilfestellung und sagte leise: »Kann es sein, daß ihr mal über Hexen im allgemeinen gesprochen habt. Oder über Frauen Power, wie auch immer.«
»Das ist möglich«, gab sie zu.
»Aber du weißt es nicht mehr genau?«
»Nein, nicht mehr. Aber Charlotte hat manchmal so komisch dahergeredet.« Sie lachte jetzt und rauchte zwei Züge. »An eine Sache kann ich mich besonders gut erinnern. Sie hat mir nämlich erklärt, daß ich mir wegen meines Alters keine Sorgen zu machen brauchte. Das würde sich schon bald regeln, wenn ich mich an gewisse Regeln hielte.«
»Welche sind das?«
»Davon hat sie nichts gesagt.«
»Es waren aber außergewöhnliche, nehme ich an.«
»Das kann natürlich sein.«
»Hexenregeln!« Ich wurde jetzt sehr direkt und wunderte mich, daß ich keinen Protest hörte.
Im Gegenteil, Doreen nickte. »Von Hexen ist auch die Rede gewesen.«
»Und auch von Lilith.«
»Ja, genau, jetzt erinnere ich mich. Lilith muß für sie etwas Großes, schon Abartiges gewesen sein, denn ich habe sie schwärmen hören. Sie sprach von einer Herrschaft der Biblischen Hure. Von Blut, das fließen würde. Von Leichen mit abgehackten Köpfen und wieder von Lilith, die wie ein Phönix aus der Asche steigen würde, um dann die Weltherrschaft zu übernehmen.«
»Wie hast du reagiert, als man dir das sagte?«

»Zuerst erstaunt. Dann ärgerlich. Ich fragte sie, welchen Film sie sich angeschaut oder welchen Horror-Roman sie gelesen hätte, aber sie reagierte sauer und erklärte mir, daß alles stimmte, was sie mir gesagt hatte.«

»Gab es noch etwas, das du mir berichten könntest.«

Doreen drückte die Zigarette aus. »Nein, eigentlich nicht, da bin ich ehrlich.« Sie strich an der linken Halsseite entlang. »Sagen wohl nicht«, murmelte sie dabei.

»Aber…?«

Mich erreichte ihr Lachen. »Du wirst es kaum glauben, Sinclair, aber sie hat mir etwas überlassen.«

»Was?«

»So ein Ding zum Anstecken. Einen Button.«

»Hast du ihn noch?«

»Bestimmt.«

»Kann ich ihn sehen.«

Beinahe hätte sie ein beleidigtes Gesicht gezogen, aber die Züge glätteten sich wieder. »Ist ja auch alles egal. Die Geschäfte laufen mies, kein Anruf für mich, ich habe also Zeit, mal nachzuschauen.«

»Danke.«

Doreen Sanders stand auf. Sie schwankte ein wenig, denn die Drinks zu dieser relativ frühen Stunde hatten es schon in sich gehabt. ich schaute ihr nach, wie sie zur Tür ging. Diesmal hatte sie auf ihren wiegenden Gang verzichtet. Sie ging völlig normal, denn es war niemand in der Nähe, den sie reizen mußte.

Ich blieb am Tisch sitzen und stieß hörbar die Luft aus. Viel hatte ich durch den Besuch bei Doreen Sanders nicht erreicht, aber ich wußte immerhin, daß sich diese Charlotte auf zwei Ebenen bewegte.

Dieses zweite Leben führte sie in einer anderen Wohnung oder in einem anderen Haus.

Und sie liebte Lilith.

Das war das gefährliche daran. Sie tat das, was Lilith wollte, und das konnte nur Böses bedeuten.

Mord, Haß, Magie…

Mit Doreen hatte sie schon über die mächtige Biblische Hure gesprochen. Das alles war bisher Theorie gewesen. Die Praxis sah anders aus, und damit hatte ich zu tun, denn es oblag mir, die Verschwundenen zu finden, unter denen sich auch ein verdeckter Ermittler namens Dick Stevens befand.

Doreen ließ sich Zeit. Ich hatte auch nicht gesehen, wohin sie gegangen war, denn die Tür der Küche hatte sie wieder hinter sich zugezogen. Da ich allerdings neugierig war, stand ich auf und wollte ihr nachgehen. Ins Schloß gefallen war die Tür nicht. Sie stand Handbreit offen. So konnte ich in den Flurschauen.

Und deshalb hörte ich auch den gellenden Schrei.

Aus dem Flur war er nicht gekommen.

»Verdammt!« fluchte ich, riß die Tür auf und stürmte aus der verqualmten Küche…

***

Doreen Sanders bezeichnete sich selbst als einen Profi weiblichen Geschlechts. Sie hatte in den letzten Jahren schon einiges erlebt, durchgemacht und auch durchlitten, aber der Besuch dieses Polizisten und auch dessen Aussagen hatten sie doch geschockt. Auch deshalb, weil sie diese Worte mit den Erklärungen in Verbindung gebracht hatte, die ihr Charlotte mit auf den Weg gab.

Hexen.

Blut. Leichen. Mord. Die Herrschaft bestimmter Frauen. Das alles wirbelte durch ihren Kopf, als sie ihr »Arbeitszimmer« betrat, in dem sich auch die ungewöhnliche Plakette befand, die sie als eine aus dem inneren Kreis ausweisen sollte.

Doreen hatte sich nie darum gekümmert und sogar vieles vergessen, nun aber war die Erinnerung wieder mit Wucht zurückgeschlagen und hatte sie regelrecht überrollt.

Ja, sie hatte sogar Angst bekommen. Ein Gefühl, das nicht sehr oft in ihr hochstieg, doch nach diesem Gespräch mußte sie damit fertig werden. Sie stand in dem abgedunkelten Zimmer, hatte das Licht eingeschaltet und schaute sich um. Das Bett war rund und mit einem schwarzen Tuch bedeckt, so daß es wirkte wie ein unheimlicher Tümpel, dessen Oberfläche sich noch an der Decke widerspiegelte, denn dort und auch an den Wänden hingen die zahlreichen Spiegel. Viele ihrer Freier mochten es, und wenn jemand es nicht haben wollte, wurden sie eben verdeckt.

Ein Schrank mit einer Tür stand in der Ecke. Er war braun und sah alt aus, Doreen hatte ihn auf dem Flohmarkt erstanden. Er paßte eigentlich nicht in dieses Zimmer.

Sie öffnete den Schrank, in dem einige Peitschen hingen, auch Handschellen, wer es denn so mochte, und in den Fächern an der rechten Seite hatte sie, wenn sie sich nicht zu stark irrte, diesen Button hingelegt.

Doreen Sanders schaute nach. Sie hob die dünnen Slips ebenso an wie die knappen BHs. Einige Oberteile schob sie zur Seite, fand dort nichts, suchte zwischen ihren Pullovern, stieß noch auf zwei Schachteln mit Joints, »übersah« auch die und streckte ihre Hand tiefer in den Schrank hinein.

Plötzlich spürte sie das Metall an ihren Fingern. Kühl und rund. »Na endlich«, murmelte sie und zog den Arm wieder aus dem Schrank hervor. Sie drehte sich mit der Plakette dem Licht zu. Der Gegenstand

lag auf ihrem rechten Handteller. Sie konnte ihn jetzt sehr deutlich sehen.

In seinem Innern, das von einem dünnen Rand von der Außenseite abgetrennt worden war, sah sie das Gesicht. Doreen zwinkerte, weil sie etwas durcheinander war, denn sie konnte sich nicht daran erinnern, dieses Frauengesicht auch bei der Übergabe der Plakette gesehen zu haben. Da war sie graublau von der Grundfarbe her gewesen, und Charlotte hatte sie nur inständig gebeten, dieses Geschenk zu behalten, da es noch einmal sehr wichtig werden würde.

War jetzt der Zeitpunkt gekommen?

Sie schaute sich das Gesicht genau an. Es war eben nur das Gesicht gewesen, und es wies eine gleichmäßige Geometrie auf, war perfekt, ähnlich wie Charlotte, nur auf eine ganz andere Weise.

Das lag nicht allein an den dunklen Haaren, die glatt und wie festgepappt auf dem Kopf lagen, es waren auch die hohe Stirn, die Nase, der Mund, die im optimalen Verhältnis zueinander standen.

Und trotzdem machte ihr dieser Anblick Angst.

Lag es an den Augen?

Waren sie echt? Oder bildete sie sich das nur ein? Schimmerte das Metall nur deshalb so echt, weil das Licht auf die Plakette fiel, als wollte sie ihr Leben einhauchen?

Doreen kam damit nicht zurecht. Nur spürte sie, daß sie immer tiefer in den Bann dieses Gesichts mit seinen harten, hypnotischen Augen hineingeriet.

Das mußte diese Lilith sein, von der Charlotte gesprochen hatte. Die neue Herrscherin über die Lebenden, die Hexen, die Toten - aus einem Meer von Blut hochsteigend, damit sie die Welt auf ihre Art und Weise erneuern konnte.

Doreen hatte es schwer, sich von dem Anblick loszureißen. Sie dachte daran, wie schwach sie eigentlich war, denn die in der Plakette gebündelten Kräfte waren ihr einfach über.

Bisher hatte sie ja nie an Hexen glauben wollen und sie irgendwo als böse Märchentanten abgetan, seit einigen Sekunden aber dachte sie anders darüber und wußte nicht mehr, was sie machen sollte.

Sie hätte die Plakette am liebsten in die Ecke geworfen. Auf der anderen Seite hatte sie das Ding nur gesucht, um es John Sinclair zu zeigen, aber sie schaffte es nicht, sich zu drehen und zur Tür zu gehen, denn in ihr hatte sich eine Sperre aufgebaut, die sie davon abhielt.

Jemand ist bei mir, dachte sie.

Jemand ist ganz in der Nähe, das weiß ich. Aber dieser Jemand ist anders. Er hat nicht mal einen Körper. Es ist ein furchtbarer Geist, der mich umgibt. Ein Stück anderer Welt, mit der ich nicht zurechtkomme. Da hat sich etwas geöffnet.

Noch immer starrte sie Charlottes Geschenk an. Blau in der

Grundfarbe, sogar tiefblau, auch das Gesicht, aber das hob sich zum Hintergrund hin in einer helleren Farbe ab.

Unheimlich, nicht erklärbar. Deshalb war sie auch froh, es loswerden zu können. Sinclair würde es mit Freuden nehmen. Er war wohl wegen dieser Plakette gekommen. Was hatte sich Charlotte überhaupt dabei gedacht, sie ihr zu geben?

Brennt meine Hand?

Auf einmal schoß ihr der Gedanke durch den Kopf, denn es kam ihr vor, als hätte sich die Unterseite stark erwärmt. Noch einen letzten Blick wollte sie der Plakette gönnen, um sie dann abzugeben, aber die zweite Hälfte ihres Vorhabens konnte sie zunächst nicht erfüllen, denn tatsächlich bewegten sich die Augen.

Keine Täuschung.

Doreen sah es überdeutlich, denn die Pupillen hatten tatsächlich gezuckt.

Sie hielt den Atem an. Plötzlich kam sie sich vor wie eingefroren. Noch immer umgab sie ihre normale Welt, das war alles so wunderbar klar, aber trotzdem war es anders.

Etwas bewegte sich in ihrer Nähe. Als hätten plötzlich Schatten von diesem Raum Besitz ergriffen.

Sie huschten über die Frau hinweg und auch über die zahlreichen Spiegelflächen, wobei sie den Spiegel an der Decke ebenfalls nicht ausließen.

Für einen kurzen Augenblick schaffte es Doreen, wieder klar zu denken. Ihr kam zu Bewußtsein, daß sie es unmöglich war, die diese Schatten produzierte. Sie stand bewegungslos, aber sie hatte auch nicht gesehen oder gehört, daß jemand ihr Zimmer betreten hätte.

Woanders, sie waren von woanders hergekommen, aber sie flatterten nicht mehr.

Trotzdem hatte sich etwas verändert.

Doreen schaffte es, sich wieder zu bewegen. Zuerst der Blick nach rechts, dann der nach links und zum dritten das kurze Hinschauen an die Decke.

Da wußte sie Bescheid.

Es gab keine leeren Spiegelflächen mehr.

Auf jeder zeichnete sich das Gesicht der Hexe Lilith ab!

In dieser Sekunde brach bei Doreen der Damm. Sie konnte nicht mehr und schrie los…

***

Ich zerrte die Tür des Zimmers auf, in dem die Frau normalerweise ihre Gäste bediente, und sah noch, während ich die Klinke festhielt, wie dieser Raum aussah. Es war ein krasser Unterschied zu dem »Arbeitszimmer« der Charlotte, denn dieses hier lebte von den

Spiegeln an den Wänden und von dem unter der Decke.
Spiegel, in denen ich normalerweise Doreen hätte sehen müssen. Sie stand ja neben dem runden Bett! Der Schrei war verklungen. Sie hielt ihre Hand nach vorn gestreckt und schaute auf den runden Gegenstand, der auf der Fläche lag. Es war die Plakette, die ihr Charlotte gegeben hatte, das wußte ich, das Motiv konnte ich nicht erkennen.
Das aber sah ich in den Spiegeln. Ich ging einfach davon aus, daß es mit dem auf der Plakette identisch war und hielt den Atem an, denn auch ich war davon überrascht worden.
Es gab nur ein Gesicht, das alles beherrschte.
Lilith!
Ihre schöne und kalte Fratze war auf jeder Spiegelfläche zu sehen und glotzte auch auf uns herab.
Die Augen blickten böse und voller Haß. Die Lippen waren straff gezogen, und sie machte den Eindruck, als wollte sie im nächsten Augenblick ein- und angreifen.
Ich mußte mit dem Kreuz dagegenhalten, aber die Zeit wurde zu knapp. Das Geräusch war nicht laut, aber furchtbar. Ich hörte es mit einer schon brutalen Intensität, denn es sägte sich in mein Gehör hinein. Ein hoch und schrill klingendes Splittern, als an den Wänden und an der Decke zugleich die Spiegel brachten und sich der Raum plötzlich in ein Todeszimmer verwandelte…

***

Charlotte ging die Leiter hinab. Schritt für Schritt, ohne daß sie einmal ausrutschte.
Die kleine Strecke kannte sie. Sie war Charlotte in Fleisch und Blut übergegangen. Sie war der Anfang, der sie zu einem bestimmten Ziel führen würde.
Noch lag eine weite Strecke vor ihr. Sorgen machte sie sich deswegen nicht. Sie war allein und befand sich in der Welt, die sie zu lieben gelernt hatte.
Die Lampe gab genügend Licht, um die unmittelbare Umgebung zu erhellen. Charlotte hatte den Kegel nach unten gerichtet, wo sich ein helles Feld abmalte, an dessen Rand etwas aufblinkte. Es war die Schneide eines Beils, das wie verloren auf dem Boden lag, als hätte es jemand hier vergessen.
Charlotte ließ auch die letzte Sprosse hinter sich, griff dann nach dem Beil und steckte es ein. Dann erst drehte sie die Hand mit der Lampe und leuchtete in den Stollen hinein, der sich vor ihr auftat.
Ein ins Endlos führender Tunnel mit zahlreichen schrecklichen und unheimlichen Geheimnissen, die sich in den feuchten, dicken Erdwänden verbargen.

Die Hand mit dem Licht blieb nicht still. Das Licht tanzte. Es wurde zu einem hektischen Geisterarm.

Wo Licht ist, gibt es auch Schatten. Die bildeten sich ebenfalls. Zumeist an der Decke des Stollens, wo riesige Fledermäuse herumzuwirbeln schienen, in die sich die Schatten verwandelt hatten.

Charlotte ließ die Luke offen, als sie sich auf den Weg machte. Sie würde dem Stollen bis zum Ende folgen, ihrem Ziel.

Der Tunnel war hoch genug. Sie brauchte nicht einmal den Kopf einzuziehen, und mußte auch keine Angst vor einem Einsturz haben. Er hatte lange Zeit gehalten und würde auch weiterhin Bestand haben, das stand fest.

Es war absolut finster. Das stellte sie einsame Frau fest, als sie ihre Lampe ausschaltete. Sie kam sich vor, als wäre sie von der Finsternis aufgesaugt worden, und sie umgab zudem eine Stille, die den normalen Menschen Angst einjagte.

Charlotte war nicht zu stoppen. Schritt für Schritt drang sie tiefer in die unterirdische Röhre. Den Atem hielt sie unter Kontrolle, und ihre Augen bewegten sich nur, wenn sie mit den Blicken den Bewegungen des Strahls folgte.

Er zerstörte das Dunkel. Er schnitt hinein. Der helle Streifen bohrte sich hüfthoch in die Tiefe. Es war niemand da, der Charlotte störte, nicht mal eine Ratte, und selbst die Käfer hatten sich zurück in ihre Verstecke begeben, wo sie nicht durch das grelle Licht gestört wurden. Die Frau wußte genau, wo sie war, denn der Weg führte direkt auf den Brunnen zu.

Sie lächelte.

Es war wie immer.

Sie würde sich das anschauen, für das sie die Verantwortung trug, und sie wußte auch, daß sie ihre große Herrin zufriedengestellt hatte.

Manchmal, wenn sie den Stollen durchschritt, konnte sie sich vorstellen, nicht mehr auf der normalen Welt zu sein, sondern sich durch eine andere zu begeben.

Vielleicht ins Jenseits, vielleicht in das Reich, in dem der Teufel regierte.

Nur wollte sie dort auf keinen Fall hin. Sie war voll und ganz auf Lilith fixiert, und das würde auch bis zu ihrem Lebensende so bleiben, falls es überhaupt ein normales Ende für sie gab, denn eine Person wie Lilith war für Überraschungen immer gut.

Keine Angst, keine Furcht, nicht mal der Hauch einer Beklemmung. Für Charlotte war diese Strecke normal. Sie stolperte nicht einmal über irgendwelche Unebenheiten oder Steine. Daß sie sich tief unter der Erde befand, stellte sie nur an der Veränderung der Luft fest. Sie schien zähflüssig geworden zu sein. Es war schwerer, Luft zu bekommen. Sie mußte sich immer mehr anstrengen.

Das Gefühl für Zeit gab es hier unten nicht mehr. Hier regierte die Schwärze, nur unterbrochen von diesem einen Strahl, der Charlotte Sicherheit gab.

Das Ziel war nah.

Sie konnte es nicht sehen, aber riechen.

Von ihm wehte ihr etwas entgegen, als wäre dieser bestialische Leichengestank von unsichtbaren Flügeln getragen. Es roch nach Moder und Verwesung. Nach Feuchtigkeit, altem Wasser und wahrscheinlich nach geronnenem Blut.

Da lagen sie. Sie lachte rauh auf. Dieser Gefühlswallung mußte sie einfach nachgeben, denn sie trat immer dann ein, wenn ihr dieser Zielgeruch entgegenwehte.

Die Männer, die Kerle, die gehofft hatten, sich mit ihr vergnügen zu können, um sich so ihre Befriedigung zu holen. Als sie daran dachte, umfaßte sie den Griff des Beils noch fester, wie jemand, der bereit war, auf andere einzuschlagen und sie zu zerstückeln.

Der Haß war wie eine Flamme. Aber sie hatte es ihnen allen gezeigt. Nie mehr würden sie zu ihren Frauen und Freundinnen zurückkehren können, um dort den besorgten Vater oder Geliebten zu spielen.

Das war vorbei - endgültig.

Sie aber lebte, und sie würde weitermachen wie bisher. Bis zum großen Finale, dessen Zeitpunkt einzig und allein ihre Königin Lilith bestimmte.

So ganz sicher wie sonst war sich Charlotte nicht. Der letzte Besucher bereitete ihr schon einige Sorgen. Seinetwegen unternahm sie auch diesen Gang durch die Tiefe der Erde. Er war anders gewesen. Er hatte sich auch anders verhalten. Viel zu neutral. Selbst dann, als sie seine Hände gegen ihre Brüste geführt hatte, war er anders gewesen, als die Besucher zuvor.

Warum?

Ein besonderer Kerl. Es gab solche Typen, die einzig und allein auf ihren Job ausgerichtet waren.

Die nichts anbrennen ließen. Die auch nichts aus der Ruhe bringen konnte.

Dieser Mann war gefährlich gewesen, das stand für Charlotte fest. Jetzt machte sie sich seinetwegen auch Vorwürfe. Sie hätte ihn nicht so schnell killen sollen, sondern erst noch mit ins Haus nehmen sollen, sich ihm hingeben, um ihn dabei auszufragen. Vielleicht hätte er sich durch das eine oder andere Wort verraten. So aber war sie nur auf reine Vermutungen angewiesen, und das war immer schlecht.

Wer konnte er sein?

Es blieb nur eine Möglichkeit. Ein Bulle. Ja, verflucht, dieser Kerl mußte ein Bulle gewesen sein.

Etwas anderes kam für Charlotte nicht mehr in Frage.

Wenn es stimmte, dann hatten sie ihre Spur gefunden, und das war überhaupt nicht gut. Da mußte sie sich noch mehr auf Lilith verlassen, aber sie selbst war sich keines Fehlers bewußt. Sie ging davon aus, alles richtig gemacht zu haben, und trotzdem war etwas falsch gelaufen. Damit mußte sie erst einmal zurechtkommen.

Wo steckte der Fehler?

In dieser nächtlichen Stunde würde sie keine Antwort darauf bekommen. Sie mußte am nächsten Tag darüber nachdenken, denn jetzt stand sie dicht vor dem Ziel.

Es war zu riechen.

Der Gestank lag schwer wie Blei in der Luft. Andere Menschen hätten kehrgemacht und wären geflohen, nicht aber Charlotte. Sie war ihn gewohnt, und sie kannte sich damit aus.

Das Beil, das sie sicherheitshalber mitgenommen hatte, falls sie sich einmal den Weg freihacken mußte, brauchte sie nicht einzusetzen. Es sah alles so aus wie immer, und Charlottes rechter Arm senkte sich.

Sie leuchtete gegen eine Wand. Hier war der Gang zu Ende, und vor ihr lag auch der Grund des Schachts.

Der helle Kreis glitt weiter nach unten und dem Boden entgegen. Bis er sein Ziel erreicht hatte. Es war die. Öffnung in der Wand, geformt wie ein Halbmond und so groß, daß sich auch ein Mensch hindurchschieben konnte.

Charlotte wartete noch eine Weile. Dann ging sie auf die Knie und leuchtete durch die Öffnung in den Brunnen hinein. Sie mußte dicht an das feuchte Mauerwerk heranrobben, um alles genau überblicken zu können. Mit den Augen folgte sie dem Strahl ihrer Lampe, den sie so breit gestellt hatte, daß er wie ein Fächer wirkte.

Beine von Riesen stemmten sich in den Boden. So sah es zumindest aus, aber es waren die unteren Enden der Pfähle, die sehr stark in den Untergrund hineingerammt worden waren.

Dazwischen schimmerte das Wasser. Dunkel, jetzt aber heller auf der Oberfläche, weil sie vom Licht berührt wurde. Blut mischte sich mit den nicht verdunsteten Resten, und auch der Schlamm hatte sich vom Boden her in die Höhe gedrückt, so daß er an einigen Stellen wie winzige Hügelkuppen zum Vorschein gekommen war.

Aber das war nicht das Schlimmste. Es gab andere Dinge. Sie hätten vielen Menschen das kalte Entsetzen hochsteigen lassen, nicht so Charlotte, denn die betrachtete die dort liegenden Leichen mit einem schon geschäftsmäßigen Interesse.

Die Körper waren nicht unbedingt ganz geblieben, denn die Pfähle hatten eine schreckliche Arbeit verrichtet.

Die Männer waren zudem innerhalb einer relativ großen Zeitspanne verschwunden, und dementsprechend sahen die Körper aus. Manche waren schon ziemlich verwest, andere sahen aus wie Puppen mit

bleichblauer Haut, wenn der kalte Guß aus Licht über sie hinwegfuhr. Augen wirkten wie aus den Höhlen gedrückt, und sie glotzten leblos und starr in die Höhe.

Sie suchte den letzten, deshalb ließ Charlotte den Lichtfächer auch über die gesamte Brunnenfläche gleiten.

Die Frau brauchte nicht lange, um die »frische« Leiche zu entdecken. Sie war von mehreren Pfahlspitzen erwischt worden und bot einen entsprechenden Anblick.

Natürlich war Dick tot. Er konnte nicht mehr leben, nachdem, was ihm widerfahren war.

Dennoch ärgerte sich Charlotte. Sie bearbeitete mit den Schneidezähnen ihre Unterlippe. Es war ein Fehler gewesen, ihn so rasch in den Brunnen zu stürzen. Sie hatte einen Verdacht gehabt, sie hätte ihm nachgehen müssen, aber das war nicht der Fall gewesen. Statt dessen hatte sie zu rasch reagiert.

Da war wieder der Haß über sie hinweggeschwemmt, verbunden mit schrecklichen Erinnerungen, die zwar jahrelang zurücklagen, aber immer wieder hochstiegen.

Charlotte blieb noch. Der Boden war schmutzig. Ihr Kleid sah dementsprechend aus. Es machte ihr nichts. Hier bekam sie keinen Schönheitspreis, sie wollte nur gewinnen, und dieser Gewinn sollte in Liliths Sinne ausfallen.

Sie kroch nicht in den Brunnen hinein. Die Leichen lagen dort gut. Sie vermoderten, niemand würde sie finden, bisher jedenfalls war Charlotte sicher gewesen.

Nun hatte sie ihre Zweifel. Eine gewisse Ahnung hatte sich in ihr aufgebaut. Noch kein Wissen, aber eine Ahnung, verbunden mit einem bedrückenden Gefühl.

Sie stand auf und begab sich auf den Rückweg. Diesmal war sie in Gedanken versunken und strahlte auch nicht das Licht unbedingt nach vorn. Sie hielt die Lampe gesenkt, der Kegel wanderte über den Boden, auch ein äußeres Zeichen dafür, in welch einem Zustand sich die Frau befand.

Natürlich hatte man nach den anderen Männern gesucht. Das stand außer Frage. Aber man hatte sie nicht gefunden. Sie waren einfach zu perfekt versteckt gewesen, und das sollte auch unbedingt so bleiben, davon ging sie aus.

Sie brauchte Hilfe.

Nicht körperliche, das auf keinen Fall. Aber eine geistige Unterstützung konnte nicht schaden. Sie hatte sich der Königin Lilith voll und ganz hingegeben. Sie war es, die eine neue Welt aufbauen wollte. Charlotte sollte dazugehören, und sie war stolz darauf, daß gerade sie ausgesucht worden war.

Lilith hatte ihr auch versprochen, sie nicht im Stich zu lassen. Wenn

es hart auf hart kam, würde sie ihr zur Seite stehen, und dies konnte bald der Fall sein.

Charlotte erreichte die Leiter und kletterte sie hoch. Sie schaltete das Licht ein, das sie zuvor gelöscht hatte, schaute sich in ihrem Refugium um und stellte zufrieden fest, daß sie während der Abwesenheit keinen Besuch bekommen hatte.

Es sah schon etwas befremdend aus, wie Charlotte dort stand, das Beil noch immer festhaltend, als sollte sie im nächsten Augenblick von einem Feind angegriffen werden.

Feinde waren nicht da.

Nur Puppen!

Und sie waren harmlos. Mit ihren netten, kindlichen Gesichtern schauten sie Charlotte an, als wollten sie die Frau begrüßen. Sie liebten diese heile Welt, es gab für sie keine andere. Gefahren oder etwas Böses waren ihnen fremd.

Charlotte atmete heftiger. Ihre Brüste unter dem dünnen Stoff zitterten. Sie bekam den starren Blick.

Zwar zeigte das Gesicht noch immer den Ausdruck eines Engels, diesmal aber erinnerte er mehr an einen toten Engel, so starr war er geworden.

»Verdammt!« keuchte sie. »Verdammt noch mal. Da ist doch was passiert! Ich spüre es. Ich spüre es.« Sie redete schneller, aber nicht lauter, denn jedes Wort war von einem Zischen begleitet.

Die Wut stieg.

Plötzlich fuhr etwas durch ihren Kopf oder auch an ihren Augen entlang, mit dem sie nicht zurechtkam. Sie knirschte mit den Zähnen, der Haß brach sich freie Bahn.

Der rechte Arm mit dem Beil schwang auf und nieder. Charlotte sah so aus, als wäre sie dabei, ein Ziel zu suchen, an dem sie ihren Mut kühlen konnte.

Dann schlug sie zu.

Es geschah aus einer rasenden Wut heraus. Sie drosch das Beil gegen die Puppe, die ihr am nächsten stand. Sie lehnte in einer Sofaecke, und die Schneide hämmerte in den Schädel aus Kunststoff hinein. Sie teilte ihn. Die beiden Hälften fielen zur Seite. Zugleich aber splitterte der gesamte Körper, so daß sich seine Reste auf der Couch verteilten.

Charlotte hatte den Arm bereits zu einem zweiten Schlag erhoben, als sie wieder zu Besinnung kam.

Vorbei war der Anfall, die Bedrückung, auch die Angst war nicht mehr zu spüren.

Sie stand vor der Couch und schaute auf die Trümmer der Puppe. Der Beilgriff rutschte an ihrer schweißnassen Haut entlang, dann fiel das Instrument zu Boden.

»Scheiße!« keuchte sie und schlug die Hände vor ihr Gesicht. »Bin ich

denn verrückt geworden? Bin ich denn wahnsinnig?« Sie kam mit sich selbst nicht mehr zurecht, mußte sich setzen und nahm auf einem Stuhl Platz. Minutenlang blieb sie dort hocken. Sie kämpfte gegen ihre eigene Furcht an, denn das Gefühl der Bedrohung verstärkte sich.

Der letzte Mord war zuviel gewesen.

Jemand kümmerte sich intensiv darum. Er war noch fern, aber sie konnte es trotzdem spüren. Es floß einfach auf sie zu und war nicht zu stoppen. »Lilith!« flüsterte sie. »Lilith - du mußt achtgeben. Du mußt mich beschützen…«

Mehrmals wiederholte sie die Sätze und spürte dabei, daß es ihr guttat. Die alte Kraft kehrt zurück.

Plötzlich sah sie wieder Land. Sie fühlte sich mutig, der Anfall war vorbei, und als sie die Hände sinken ließ, hatte ihr Gesicht die Starre verloren und das alte Lächeln wieder zurückgefunden.

Tief holte sie Atem.

Dann stand sie auf.

Der Erbauer des Hauses hatte einen Waschraum eingerichtet. Die Dusche gehörte zwar nicht zum normalen Standard, aber sie tat ihre Pflicht. Das Kleid hatte sie in die Ecke geworfen, als sie unter dem lauwarmen Regen stand, die Augen geschlossen hielt und ihre Hände ständig über den Körper glitten, wobei sie keine Stelle ausließ.

In ihren Gedanken formte sich das Bild einer wunderschönen Frau, die ihre Welt wie ein Gemälde beherrschte. Charlotte kam sich auf der Bühne des Lebens wie eine Statistin vor. Heldin war eine andere, das war Lilith.

Sie trocknete sich ab, streifte einen dünnen Slip über und betrat wieder ihren größeren Raum, wo in einer Ecke auch die Liege stand, die Charlotte nie hochklappte.

Bevor sie sich niederlegte, löschte sie das Licht. Die Trümmer der Puppe ließ sie auf dem Sofa liegen. Jetzt war der Raum eingehüllt von ungewöhnlichen Schatten. Sie waren nicht unbedingt schwarz, sondern tendierten mehr zu einem Grau hin.

Dunkel genug für sie.

Charlotte legte sich auf den Rücken. Sie starrte gegen die Decke. Ihre Gedanken drehten sich um Lilith. Innerlich betete sie um ihren Schutz, den konnte sie gebrauchen, weil sie genau wußte, daß die Träume in dieser Nacht zurückkehren würden.

Das mußte einfach so sein, denn so war es immer gewesen nach einem Tag, an dem sie wieder einen Menschen umgebracht hatte. Die Vergangenheit ließ sie einfach nicht los. Sie war zu prägend gewesen und hatte sich mit ihrer Gegenwart verflochten.

Charlotte schlief ein…

***

Die Spiegel zerbrachen unter dieser urwüchsigen Kraft und wurden somit zu tödlichen Waffen.

Das war mir klar, das jagte durch meinen Kopf. Aber auch die Gedanken an Flucht und Sicherheit.

Nur drehten sie sich nicht allein um mich, denn in meiner Nähe befand sich noch jemand.

In der Nähe?

Ja und nein. Mit Schrecken stellte ich fest, daß sich Doreen Sanders zu weit von mir entfernt befand.

Ich kam nicht schnell genug an sie heran, um sie zu Boden zu reißen.

Deshalb schrie ich ihr eine Warnung zu und tauchte gleichzeitig weg. Am liebsten hätte ich mich unter das Bett verkrochen, was leider nicht möglich war, denn es stand auf dem Boden, und da gab es zwischen den beiden Ebenen keinen Spielraum.

Bei mir hatte es nicht mal eine Sekunde gedauert, um den Gedanken zu vollenden. Noch während des Falls wirbelten die Scherben durch die Luft. Ich bekam ein Bild präsentiert, das kaum zu glauben war. Da schien sich die Welt zu verengen. Sie war plötzlich zu einer flirrenden, blitzenden und auch tödlichen Umgebung geworden, durch die ein mörderischer Schrei klang, denn Doreen war erwischt worden.

Sie stand tatsächlich auf den Beinen, ohne die tödliche Gefahr begriffen zu haben. Den verdammten Button hielt sie noch fest. Vielleicht erhoffte sie sich durch ihn Hilfe, das Gegenteil war der Fall, denn Lilith schlug grausam zu.

Sie, das heißt ihr Gesicht, zeigte sich in den Teilen der Spiegelscherben. Wie Sensen fetzten sie durch den Raum. Sie drehten sich, als wollten sie zu rotierenden Messern werden, und sie erwischten das Ziel mit vorprogrammierter Sicherheit.

Doreen wurde gleich mehrmals getroffen.

Ihr Körper war die Zielscheibe. Blut sprudelte plötzlich in die Höhe, andere Scherben durchtrennten keine Haut oder Adern, blieben aber im Körper stecken, und ich lag auf dem Boden, hatte mich klein gemacht, hätte dabei schreien, heulen oder toben können, weil es mir nicht gelungen war, Doreen in Sicherheit zu bringen.

Nur schreien hörte ich sie.

Und das reichte leider aus, um Bescheid zu wissen.

Auch in meiner Nähe segelten die Scherben umher. Zum Glück auch vorbei, und es waren nicht so große Stücke, mehr kleine Splitter, die, wenn sie dann irgendwo gegenprallten, noch mehr zersplitterten und oftmals zu funkelndem Staub wurden.

Etwas erwischte mich am Nacken. Der Stich war zu spüren. Auch sauste einen Scherbe dicht neben meinem Ohr in den Boden, wo sie im Teppich steckenblieb. Sie hatte mein Ohr noch berührt und dort ebenfalls eine kleine Wunde hinterlassen. Das war jedoch harmlos.

Doreen schrie nicht mehr. Ich hörte auch kein Wimmern. Es war auf einmal so schrecklich still geworden, denn die Explosion der Spiegel war endgültig vorbei.

Meinen Platz hatte ich nicht verlassen. Nach wie vor lag ich dicht neben dem Bett auf dem Boden und wartete noch etwas ab. Ich hoffte, einen Atemzug zu hören, ein Röcheln vielleicht oder ein leises Stöhnen.

Ich hörte nichts.

Höchstens meinen eigenen Atem, aber auch den Schmerz im Nacken und am rechten Ohr. Die Haut im Nacken wurde von einer klebrigen Flüssigkeit bedeckt, die aus der Wunde rann. Eine Spiegelscherbe hatte dort den Schnitt hinterlassen.

Ich und damit auch mein Wunden waren nicht wichtig. Jetzt zählte einzig und allein Doreen!

Beim Hochkommen durchsuchte ich den Raum. Vielleicht hatte Lilith noch einen Trumpf in der Hinterhand, den sie nun ausspielen wollte, aber das war nicht der Fall. Es war keine Spiegelscherbe zurückgehalten worden, die mich durchbohren oder köpfen sollte.

Doreen lag so auf dem Bett, wie sie niedergefallen war. Rücklings. Sie sah schrecklich aus, denn sie war von mehreren großen Scherbenstücken getroffen worden.

Mir fiel der Vergleich mit einer Hinrichtung ein. Ich schüttelte rasch den Kopf, um diese Metapher loszuwerden.

In meinem Magen hatte sich eine dicke, unsichtbare Faust gebohrt und für das Gefühl der Übelkeit gesorgt.

Hinzu kam noch das Wissen, versagt zu haben.

Es war leicht, in Doreens Gesicht zu schauen. Eine Scherbe steckte wie ein Dreieck in ihrer Wange, sonst war dem Gesicht nicht viel passiert. Der Ausdruck darin zeigte noch das letzte Entsetzen, das sie kurz vor ihrem Tod gespürt hatte, aber auch eine gewisse Anklage, die ich auf mich bezog, weil ich ihr nicht geholfen hatte.

Dann fiel mir noch etwas auf.

Es war ihre rechte Hand, auf der die Plakette lag, die sie mir hatte zeigen wollen.

Ja, sie war noch vorhanden.

Aber sie war auch durch eine unnatürliche Hitze geschmolzen und hatte sich mit der Haut der Hand vermischt, regelrecht hineingebrannt, als wollte Lilith diese Person auch im Tod nicht loslassen.

Ich wandte mich ab. Mit einem würgenden Gefühl in der Kehle verließ ich das Zimmer. Unter mir zerknirschten die Scherben.

Das Telefon stand im Flur. Aber ich ging zuerst in die Küche. Dort öffnete ich die Brandyflasche und nahm aus ihr einen kräftigen Schluck. Auch wenn ich eine Fahne hatte, wenn die Kollegen

eintrafen, ich brauchte ihn einfach.

Schwer atmend blieb ich dicht neben dem Tisch stehen. Die Flüssigkeit brannte in meinem Magen.

Ich mußte aufstoßen, aber es ging mir in der Folgezeit besser.

Der Nacken brannte noch. Blut war mir in den Hemdkragen gesickert. Am Ohr hatte sich die Streifwunde bereits wieder geschlossen und eine Kruste gebildet. Erst jetzt dachte ich darüber nach, wieviel Glück ich doch gehabt hatte. Wäre ich nur für eine Sekunde länger stehen geblieben, wäre es für mich vorbeigewesen. Der Gedanke daran ließ noch immer meine Knie zittern, und eben mit diesen zittrigen Knien ging ich zurück in den Flur, wo das Telefon stand.

Die Nummer meines Freundes Tanner kannte ich auswendig. Der Chief Inspektor sagte kaum etwas, als ich einen Kurzbericht gab. Er meinte nur: »Ist gut, wir kommen.«

So leise hatte ich seine Stimme nur selten vernommen. Normalerweise gehörte er zu den Menschen, die laut sprachen, hin und wieder auch mal lospolterten, aber sehr schnell wieder die Ruhe zurückfanden.

Ich hätte jetzt eine Zigarette brauchen können. Selbst trug ich keine bei mir. Auf dem Küchentisch lagen noch Doreens. In der Schachtel zählte ich drei Glimmstengel.

Ich setzte mich wieder an den Tisch, rauchte und war noch immer dumpf im Kopf. Was so harmlos begonnen hatte, das war zu einem blutigen Drama geworden, in dem ein Mensch sein Leben verloren hatte. Es war wieder das berühmte Wespennest, in das ich hineingestochen hatte. Als hätte Freund Tanner einen Riecher gehabt. Wahrscheinlich war das auch so. Durch unsere Zusammenarbeit war er so stark beeinflußt worden, daß er schon an Möglichkeiten dachte, die ihm früher niemals in den Sinn gekommen wären.

Ich drückte die Zigarette aus. Geholfen hatte sie mir nicht. Nur den Geschmack im Mund verändert.

Lilith!

Der Name dieses Urgeschöpfs schwebte über allem. Und von ihr bis zu Luzifer, dem absolut Bösen, war es nur ein Katzensprung. Sie hatte eingegriffen, sie stand über allem, aber ich wußte nicht, welche Pläne sie damit verfolgte.

Sie war wieder erstarkt. Davon ging ich einmal aus. Ich dachte dabei auch an ihren Sieg über Smash, den Hexenfresser, der damals Liliths Getreue, auch Frauen, auf eine so grausame Art und Weise umgebracht hatte.

Bei diesem Fall hatte ich nicht allein gestanden. Jane Collins, die Detektivin und ehemalige Hexe, hatte mich dabei unterstützt. An ihrem Namen blieben meine Gedanken hängen.

Ich würde sie auf jeden Fall einweihen. Es konnte durchaus sein, daß sie eine Idee hatte, wie ich an Lilith in diesem Fall herankam. Aber nicht nur sie war wichtig. Eine gewisse Charlotte zählte ebenfalls dazu und natürlich wollte ich das Verschwinden der Männer aufklären.

Ja, es waren nur Männer verschwunden.

Bisher hatte ich es mit leichten Mädchen zu tun gehabt. Das genau war das Band, das mich zum Ziel führen konnte.

Es war zwar eine Theorie, aber ich dehnte sie aus. Die Verschwundenen konnten durchaus Gäste dieser Charlotte gewesen sein. Was mit ihnen dann geschehen war, niemand wußte es. Nur war ich nach diesen Vorfällen mehr denn je davon überzeugt, daß sie nicht mehr lebten.

Charlotte also. Die Frau mit dem Engelsgesicht. Tatsächlich aber eine grausame Mörderin. Oder doch nicht?

Ich bekam meine Gedanken nicht so recht geordnet. Irgendwo war ich auch Polizist, und ich ging davon aus, daß Mörder Spuren hinterlassen.

Bei Charlotte hatte ich keine gefunden. Ihre Wohnung war gewissermaßen clean gewesen. Aus diesem Grunde war ich davon überzeugt, daß sie ihre späteren Mordopfer nicht in ihrem Apartment empfangen hatte.

Es mußte noch ein anderes Versteck geben. Eine Zweitwohnung, wie man so schön sagt.

Aber auch das war nicht das Gelbe vom Ei. Sie wäre bei derartig schlimmen Taten immer aufgefallen. Also kam eine normale Wohnung schon nicht infrage. Ein Versteck. Irgendwo in der Einsamkeit gelegen. Ein Haus, ein Schuppen, was immer es sein mochte.

Ohne daß ich es wollte, löste sich aus meinem Mund ein Lachen. Ich lachte mich nicht selbst aus, aber ich wußte, wie schwer es sein würde, ein derartiges Versteck zu finden.

Allein in der Umgebung von London konnte ich jahrelang suchen, ohne einen Erfolg zu verbuchen.

Aber der Gedanke daran ließ mich nicht los.

Es klingelte.

Mit einer abgeschlafft wirkenden Bewegung stand ich auf und ging zur Tür. Tanner schaute mich an. Hinter ihm drängten sich die Männer seiner Crew. Auch eine Frau zählte dazu, eine Fotografin.

»Kommt rein!« sagte ich nur, »aber macht euch auf etwas gefaßt.«

Tanner schob sich an mir vorbei. »Okay, John«, murmelte er, »wir reden später.«

»Ist in Ordnung.«

***

Später saßen sich Tanner und ich in der Küche gegenüber. Auch er

hatte einen Schluck aus der Brandyflasche getrunken, um den Druck im Magen zu vertreiben. Das sollte bei ihm schon etwas heißen, wo er so lange im Geschäft war.

Wie immer trug er seinen alten Filz auf dem Kopf. Er hatte ihn zurückgeschoben, um über die freie Stirn mit einem Taschentuch wischen zu können. »Spiegel«, sagte er leise. »Spiegel, die zerbrechen, um als tödliche Scherben wie Fallbeile auf Menschen zuzufliegen? Verdammt noch mal, das ist nicht normal!«

»Stimmt.«

»Und du weißt, wer oder was dahintersteckt?«

»Ja«, gab ich nickend zu. »Eine mächtige Dämonin. Eine furchtbare Person. Etwas, das eigentlich längst hätte tot sein müssen, das wir aber aus der Urzeit übernommen haben.« Ich schüttelte den Kopf.

»Du kommst nicht an sie heran?«

»Nein.«

»Und sie hat auch mit den verschwundenen Männern zu tun, zu denen ich auch Dick Stevens zähle?«

»Das wird wohl so sein.«

Tanner schaute mich an, als wollte er mich mit seinem Blick durchbohren. »Ich müßte dich nicht kennen, um nicht zu wissen, daß du dir schon eine Theorie zurechtgelegt hast.«

»Das ist in der Tat der Fall«, gab ich zu. »Ich denke nicht einmal, daß meine Theorie auf zu wackligen Füßen steht. Für mich ist klar, daß Doreens Kollegin Charlotte damit zu tun hatte. Eine Person, die ich nicht kenne. Ich weiß nur, daß sie aussehen soll wie ein Engel.«

»Dann hältst du sie für die Mörderin?«

»Ja.«

»Was hast du noch über sie, herausgefunden?« erkundigte sich Tanner.

Ich legte die Stirn in Falten. »Zuwenig, wenn ich ehrlich sein soll. Hier im Haus hat sie ein Apartment besessen, wo sie ihre Kunden oder Gäste empfing.«

»Aber sie hat sie nicht hier getötet, wenn wir mal davon ausgehen, daß die Verschwundenen tot sind.«

»Das stimmt. Ich habe die Wohnung durchsucht. Es gab keine Spuren, die darauf hingewiesen hätten. Aber du kannst sie dir mit deinen Männern noch einmal vornehmen.«

»Wenn du das sagst, ist das schon okay, John.«

»Ich muß sie finden«, erklärte ich schlicht.

Tanners Gesicht legte sich in tiefe Falten. »Weißt du denn schon, wie du das anstellen willst?«

»Nein.«

»Ich kann dir auch keinen Rat geben.«

»Trotzdem habe ich Hoffnung. Vielleicht kann mir Jane Collins

helfen. Sie war ja eine Hexe. Sie steht zwar jetzt wieder auf unserer Seite, aber sie hat doch einiges von dem behalten, was ihr damals unfreiwillig widerfuhr. Außerdem schlummern tief in ihr noch latente Hexenkräfte. Durch sie könnten unsere Chancen steigen.«

Tanner wiegte den Kopf. »Ich will dir ja nicht den Mut rauben, aber weißt du, wie Jane das anstellen soll?«

»Noch nicht.«

»Wissen die anderen überhaupt schon Bescheid? Ich denke da an Sir James und Suko.«

»Ich werde gleich ins Büro fahren und einen Bericht abgeben. Anschließend spreche ich mit Jane. Dabei habe ich auch Hoffnung auf euren verdeckten Ermittler gesetzt.«

»Das kannst du vergessen.« Tanner winkte ab. »Er hat nichts hinterlassen. Keine Notiz, keinen Anruf, der in der Dienststelle gespeichert wurde, einfach nichts. Er hat sich selbst ins kalte Wasser begeben und ist darin ertrunken.«

»War das so angeordnet, daß er völlig anonym bleibt?«

»Nicht direkt. Wir überlassen es den Kollegen meist selbst, wie sie vorgehen. Sie müssen sich auf den jeweiligen Fall einstellen, das ist nun mal so.«

»Sicher.« Ich strich über meine Stirn. »Viel Hoffnung bleibt mir nicht. Lilith hat sich gezeigt und…«

»Weshalb mußte denn diese Doreen sterben?«

»Verrat«, erwiderte ich. »Sie fühlte sich verraten, deshalb hat Lilith zugeschlagen. Sie will ja die Herrschaft. Sie will Hexen und Huren zu einer Einheit zusammenfügen. Wer da aus der Reihe tanzt, wird umgebracht. Ich habe verdammt großes Glück gehabt, daß es mich nicht erwischte. Da konnte ich soeben noch den Kopf einziehen, aber Doreen Sanders war nicht mehr zu helfen.«

»Meinst du denn, daß die andere, diese Charlotte, noch einmal in diese Wohnung hier im Haus zurückkehrt?«

Ich wollte es verneinen, überlegte mir die Antwort aber. »Das kann ich dir nicht sagen, wirklich nicht.«

»Es wäre dumm, John.«

Ich hob die Schultern. »Ob dumm oder nicht, man steckt einfach nicht drin.«

»Stimmt auch wieder. Aus diesem Grunde möchte ich ihre Wohnung auch gern bewachen lassen.«

Das gefiel mir nicht. »Nein«, sagte ich, »tu es nicht. Wen immer du auch abstellst, er wird es nicht schaffen, gegen Charlotte anzukommen. Sie muß ein weiblicher Teufel sein.«

»Was tue ich dann? Ich kann nicht einfach nur Däumchen drehen und meine Leute ebenfalls dazu animieren. Dieser Mord wird Staub aufwirbeln und durch die Gazetten gehen…«

»Laß es, Tanner. Zumindest noch zwei Tage. Dann können wir die Öffentlichkeit einschalten. Vielleicht hat jemand die Charlotte Miller ja gesehen und weiß mehr über sie.«

Tanner nickte. »Ich bin einverstanden.« Er schlug mit der Faust auf den Tisch. »So, jetzt werde ich wieder zu meinen Leuten gehen. Willst du noch bleiben?«

»Auf keinen Fall. Ich möchte mich unbedingt mit Jane Collins in Verbindung setzen.« Nach diesen Worten stand ich auf. Auch Tanner erhob sich.

Im kleinen Flur trennten wir uns. Tanner ging zu seinen Leuten in das Mordzimmer zurück. Ich wollte die Tote nicht mehr sehen und verließ so rasch wie möglich den Ort des Grauens.

***

Ich hatte noch mit dem Gedanken gespielt, Charlottes Wohnung zu betreten, mich aber dann davon gelöst. Es war wichtig, daß ich Jane Collins und auch Suko einweihte, denn dieser Fall hatte schon Blut genug gekostet. Jetzt waren wir an der Reihe.

Im Hausflur wurde ich erwartet. Kaum hatte ich den Lift verlassen, als der Hausmeister auf mich zukam. Er sah nicht gut aus, weil er wußte, das etwas in Doreens Apartment geschehen war. Aber man hatte ihn nicht genau informiert, und deshalb fragte er mich.

Ich winkte ab. »Einzelheiten werde ich Ihnen nicht nennen, Mr. Stone. Das müssen Sie verstehen.«

»Ist sie denn tot?« hauchte er mir entgegen.

»Ja, das ist sie.« Ich hatte keinen Grund gesehen, ihm eine Lüge aufzutischen.

»Gott!« flüsterte er und drehte sich weg. Zum Glück wollte er nicht wissen, wie die Frau ums Leben gekommen war. Er stützte sich an der Wand ab und schüttelte den Kopf.

Eigentlich hätte ich das Haus verlassen können, aber mir fiel plötzlich ein, daß dieser Mann nicht zufällig im Flur gestanden hatte. Er mußte auf mich gewartet haben, und dafür gab es auch einen Grund. »Wollten Sie mich noch sprechen?« erkundigte ich mich, als er sich etwas von seinem Schrecken erholt hatte.

»Ja, das hatte ich vor.«

»Gut, ich höre.«

Mit einem Papiertaschentuch tupfte er durch sein Gesicht und schaute dabei zu Boden. »Wissen Sie, Mr. Sinclair, ich hatte ja Zeit genug, um über unser Gespräch nachdenken zu können. Außerdem war ich so durcheinander, daß ich meine Arbeit einfach nicht mehr fortführen konnte.«

»Das verstehe ich.«

»Dabei fiel mir ein, daß Sie verdammt wenig über diese Charlotte

wußten.«
»Stimmt auch.«
»Ich habe mich zwar nicht oft mit ihr unterhalten, hin und wieder aber schon. Über belanglose Dinge. Komischerweise ist dabei etwas in meinem Gedächtnis hängen geblieben. Ich weiß natürlich nicht, ob es Ihnen weiterhilft, aber…«
»Versuchen Sie es, Mr. Stone.«
»Gut.« Er nickte. »Wir sprachen mal so über das Leben oder über den Spaß, den man als junger Mensch haben kann. Da redeten wir dann auch automatisch über Discos, und ich erfuhr von Charlotte, daß sie eine bestimmte Disco bevorzugt.«
»Das ist interessant. Welche denn?«
»Das ist das Problem, Mr. Sinclair. Ich hatte den Namen vergessen.« Er bewegte seine Hände ruckend. »Aber ich habe mich dann hingesetzt und nachgedacht. So ein richtiges Brainstorming, und da ist mir der Name wieder eingefallen.«
»Wunderbar. Wie heißt er?«
»Whitchcraft!«
»Hexenkraft?«
»Genau.«
Ich pfiff durch die Zähne. »Das ist mehr, als man erwarten kann.«
Er lächelte kantig. »Aber die Adresse dieser Disco weiß ich wirklich nicht.«
»Hat Charlotte noch mehr darüber erzählt?«
»Nein, eigentlich nicht. Nur, daß die Disco ein sogenannter In-Laden ist. Sie wissen vielleicht selbst, wie schnell die Szene wechselt. Heute sind die Techno-Fabriken in, morgen stehen sie leer. Kann auch bei dieser Disco so gewesen sein.«
»Das werde ich herausfinden, Mr. Stone.« Ich klopfte dem Mann auf die Schulter. »Zwar bin ich kein Hellseher, aber ich kann mir schon vorstellen, daß Sie uns durch Ihre Aussagen ein großes Stück weitergebracht haben.«
»Meinen Sie?« fragte er verlegen und noch immer leicht verunsichert.
»Es wird sich herausstellen.«
»Das hoffe ich«, flüsterte Stone. »Wissen Sie, für mich sind Menschen wie Doreen und Charlotte eben auch Menschen und keine Geschöpfe, auf die man nur herabblickt, sie aber trotzdem benutzt.«
»Alles klar.« Ich bedankte mich noch einmal bei ihm, dann verließ ich das Haus.
Vom Wagen aus rief ich bei Sarah Goldwyn an, um meinen Besuch anzukündigen. Jane war im Haus, wie ich erfuhr. Als ich nach ihr gefragt hatte, da wurde die Horror-Oma sofort neugierig.
»Gibt es Ärger, John?«
»Nein, der ist schon da…« Ich beendete das Gespräch und startete.

***

Einen Parkplatz hatte ich nahe des Hauses gefunden, was auch nicht immer der Fall war, und so mußte ich nur einige Schritte laufen, um das Haus zu erreichen.

Lady Sarah wohnte in Mayfair, wo London schön, aber auch teuer ist. Hier gab es noch hohe Laubbäume, die den Abgasen getrotzt hatten und die Atemluft ein wenig verbesserten.

Sie schützten auch vor den Strahlen der Sonne, die sich an diesem Tag nur schüchtern durch die ansonsten graue Wolkendecke wagten und kaum zu bemerken waren. Aber die Decke sollte noch im Laufe des Tages aufreißen, was mir persönlich egal war, denn dieser Fall zerrte bei jedem Wetter an meinen Nerven. Es ging verdammt tief, das stand fest, und ich spürte auf dem Rücken ein kaltes Kribbeln.

Lady Sarahs Vorgarten sah wie immer gepflegt aus. Hinzu kamen auch die frischen Sommerblumen, die zahlreichen Bienen und Wespen durch ihren Blütenstaub Nahrung boten.

Man hatte mich bereits gesehen, die Haustür geöffnet, und ich wurde von zwei unterschiedlich aussehenden Frauen erwartet, die sich trotz der Altersdifferenz aber gut verstanden.

»Das ist aber eine Überraschung«, sagte Lady Sarah zur Begrüßung, »daß man dich auch mal wieder sieht.«

»Wieso?«

»Frag nicht. Wie lange bist du nicht hier gewesen?«

»Wie meine Mutter«, sagte ich.

»Ah - jetzt kommt die Leier wieder. Deine Mutter hätte dir mehr Höflichkeit alten Freundinnen gegenüber beibringen sollen, mein lieber John. Ich bin schon fast beleidigt.«

»Aber nur fast«, sagte ich, als ich mich zu Sarah hinunterbeugte und meine Begrüßungsküsse auf beide Wangen verteilte.

»Jetzt nicht mehr«, sagte sie und umarmte mich.

Jane schaute lächelnd zu. Sie trug einen neuen Haarschnitt. Sehr blond, auch sehr glatt gekämmt, und ich wurde den Eindruck nicht los, daß sie ihre Haare noch mehr blondiert hatte. Auch sie wurde von mir begrüßt, aber ihr Gesicht zeigte doch eine gewisse Spannung, als sie mich anschaute.

Das merkte ich natürlich und fragte:

»Ist was, Jane?«

»Eigentlich nicht. Aber du bist nicht locker.«

»Da hast du recht.«

»Dann ist das Wort Ärger nicht übertrieben, das du Lady Sarah übermittelt hast?«

»Stimmt.«

Sarah drückte Jane und mir die Hände ins Kreuz und schob uns über die Schwelle. »Geht erst mal hinein, dann reden wir weiter. Außerdem

habe ich den Tee schon gekocht und auch einige Sandwichs vorbereitet. Du wirst sicherlich Hunger haben, John.«

Ich lächelte innerlich. Das hätte auch wieder meine Mutter sagen können. Lady Sarah trug an diesem Tag eine frische weiße Bluse und einen schicken, dunkelblauen, wadenlagen Rock.

Jane hatte sich bequemer gekleidete. Jeans, T-Shirt und darüber eine organgefarbene Weste.

Wie so oft setzten wir uns in Sarahs guter Stube, dem Wohnzimmer, zusammen. Jane schenkte den Tee ein. Der Teller mit dem Imbiß stand auf der Tischmitte, und als ich ihn sah, bekam ich tatsächlich Hunger. Ich entschied mich für eine mit Käse und Salami belegte Schnitte, die sehr gut schmeckte. Zwischendurch trank ich Tee, und Lady Sarah stand auf, um Bier zu holen.

»Möchtest du?«

Ich nickte.

Es war ein Bier aus Deutschland. An der feuchten Außenseite rannen die Tropfen in langen Bahnen herab und hatten die Flasche glatt gemacht. Ich schenkte das Glas voll, schaute mir die Krone an und trank einen langen Schluck.

Die beiden Frauen sahen zu, wie mir das Bier durch die Kehle rann und wie gut mir dieser Schluck tat. Erst als ich das halbleere Glas abstellte, rückte Jane mit den Worten heraus, die ihr schon lange auf der Seele gelegen hatten. »Jetzt erzähl mal, um was es geht.«

»Um Lilith, Hexen, Huren und Morde!«

Nach dieser Antwort war die gute Stimmung weg. Beide Frauen saßen wie auf dem Sprung. Selbst Lady Sarah, die wirklich nicht auf den Mund gefallen war, fand keine Worte. Nur Jane meinte nach einer Weile. »Das wirst du uns ja genauer erklären können.«

»Deshalb bin ich hier.«

Es war mein Spiel. Beide hörten zu, was ich ihnen zu berichten hatte. Und ich war ehrlich. Ich ließ an Fakten nichts aus. Sie sollten sich ein Bild von diesem Schrecken machen können, was auch passierte, denn ihren Gesichtern war anzusehen, wie sehr sie mitlitten.

Weder Lady Sarah noch Jane unterbrachen mich. Sie sahen nur zum Schluß ziemlich geschockt aus und suchten nach Worten. Sie wußten genau, daß ich von ihnen eine Meinung erwartete, aber sie waren erst einmal ziemlich überrascht.

Jane sagte dann als erste etwas. »Dir geht es um diese Charlotte, nicht wahr?«

»So ist es. Ich bin davon überzeugt, daß sie eine Hexe ist und zusammen mit Lilith die Fäden im Hintergrund gezogen hat.«

Ihrem Blick war anzusehen, daß sie schon weiter dachte. »Jetzt bis du zu mir gekommen, um zu erfahren, ob ich mehr über diese rätselhafte Charlotte weiß.«

»Stimmt.«
Jane hob die Schultern.
»Und wie ist es mit dieser Disco?«
»Die Witchcraft, meinst du?« Jane strich über ihre Haare, während ich einen Schluck Bier trank.
»Gehört habe ich davon nichts, muß ich ehrlich sagen. Ich habe mich in der letzten Zeit auch nicht allzu sehr mit meiner Vergangenheit beschäftigt und so gut wie nicht an meine ehemaligen Schwestern gedacht«, fügte sie noch sarkastisch hinzu. »Aber jetzt werde ich das wohl müssen.«
»Das meine ich auch.«
Lady Sarah faßte alles in einer Frage zusammen. »Wann wollt ihr beide diese Disco besuchen?«
»So rasch wie möglich.«
Sie schaute mich an. »Also noch heute?«
»Ja, am Abend.«
»Und du glaubst, John, dort eine Spur dieser Charlotte zu finden oder ihr selbst über den Weg zu laufen?«
Sie hatte die Frage zu Recht gestellt, und ich hob mit einer langsamen Bewegung beider Arme.
»Was heißt sie zu finden, Sarah? Ich kann es nur hoffen. Es ist ein Punkt, mehr nicht. Eine dünne Spur, ein Hinweis, aber in Anbetracht der schrecklichen Vorgänge müssen wir ihm einfach nachgehen. Sollte diese Disco tatsächlich ein Treffpunkt irgendwelcher Hexen sein oder Frauen, die sich zu dieser Szene zählen, dann sind Jane und ich dort genau richtig.«
Jane hatte gesehen, wie sie von mir angeschaut worden war und hielt mit der Antwort nicht hinter dem Berg. »Das meine ich auch, deshalb werden wir fahren.«
»Was gefährlich ist«, gab Sarah Goldwyn zu bedenken.
Ich mußte lächeln. »Es ist auch gefährlich, wenn ich über die Straße gehe und nicht achtgebe. Nein, Sarah, wir müssen das durchziehen, glaub mir.«
»Das weiß ich ja«, sagte sie leise und spielte dabei mit den Ketten, die um ihren Hals hingen.
»Hast du dir eine Zeit ausgesucht?« fragte Jane.
»Wann geht man in die Disco?«
»Wer in ist, John, der geht erst ab Mitternacht.«
»Das ist mir zu spät.«
»Früher sollten wir schon dort sein. Aber es muß etwas los sein, denke ich.«
»Okay, Jane, ich hole dich dann ab.«
»Sollen wir allein hinfahren?«
»Ja, warum?«

»Ich dachte an Suko.«
»Der kann uns anderweitig behilflich sein. Ich muß sowieso noch ins Büro und ihn einweihen. Mir ist jetzt noch nicht klar, wo uns dieser Fall hinführt, Jane, aber ein Zuckerschlecken wird es auf keinen Fall. Darauf kannst du Gift nehmen.«
»Lieber nicht, ich möchte noch leben.«
»Jetzt müssen wir nur noch herausfinden, wo sich diese Hexendisco befindet.«
»Das ist kein Problem. Ich schaue mal in einem entsprechenden Telefonbuch nach.« Jane stand auf und verschwand. Wir hörten sie die Treppe hochgehen.
Sarah und ich blieben allein. »Sag mal, John, ist diese Doreen tatsächlich durch Spiegelscherben nahezu hingerichtet worden?«
»Ja, das ist sie.«
»Und Lilith war der Mittelpunkt?«
»Leider.«
»Dann«, sagte sie mit leiser Stimme, »wird euch noch einiges bevorstehen, meine ich.«
»Das befürchte ich leider auch…«

***

Es gibt Discos oder Szene-Treffs, die findet man in der City oder den Ballungsgebieten. Andere wiederum haben sich ihren Standort auf dem flachen Land ausgesucht, und wieder andere liegen genau dazwischen.
Wie die Hexen-Disco Witchcraft.
Sie mußte schon etwas Besonderes sein, darauf ließ schon die Lage schließen. Sie befand sich in einem Keller. Nicht in einer Burgruine oder in den Lagerräumen einer alten Fabrik, sondern im Keller eines modernen Hochhauses in den Docklands nahe der Themse. Das Haus war nur zum Teil bewohnt, und der Investor hatte auch nicht alle Büros vermieten können, so daß er bestimmt froh gewesen war, den Keller vermieten zu können. Er war zur Disco umgebaut worden.
Wir hatten sogar einen Parkplatz gefunden, mußten aber um das Haus herumgehen, um den Eingang zu erreichen.
Von einer discomäßigen Kleidung konnte man bei mir nicht sprechen, so etwas hatte ich auch nicht im Schrank hängen, aber Jane sah wirklich aus wie jemand, der dazugehörte.
Sie trug kein Walle-Walle-Gewand, sondern eine hautenge Samthose, die von einem breiten Ledergürtel mit Silberbeschlägen gehalten wurde. Unter der roten Bluse wippten ihre Brüste, und die schwarze Jacke, die sie zusätzlich trug, verdeckte nicht nur ihre Waffe, sondern reichte auch bis über den Gürtel hinweg. An ihrem Haar hatte sie auch etwas geändert. Zwar war es noch straff nach hinten gekämmt, aber es

hatte - teilweise zumindest - eine andere Farbe bekommen. Es war von eingefärbten, dunklen Lacksträhnen durchzogen, so daß Jane auf dem Kopf aussah wie ein Zebra.

Nicht nur Lady Sarah hatte groß geschaut, auch ich, und ich hatte mich auch jetzt noch nicht, als wir ausgestiegen waren, an diesen Anblick gewöhnt.

Sie aber lächelte mich an. »Ist was?«

»Du siehst fremd aus.«

»Weiß ich selbst, aber ich hoffe zumindest, daß man mich so in den erleuchten Kreis aufnimmt.«

»Mal sehen.«

Sie kam auf mich zu und streckte mir dabei den Zeigefinger entgegen. Wahrscheinlich auch, um mir den dunkel lackierten und aufgeklebten Fingernagel zu zeigen. »Um mich mache ich mir keine Sorgen, eher um dich, John.«

»Warum?«

»Du bist ein Mann.«

»Ha, ha, das weiß ich. Und das hast du auch schon zu spüren bekommen«, fügte ich noch hinzu.

»Okay, alles klar.« Jane ging nicht auf den Scherz ein. »Dieses Lokal heißt Hexenkraft. Bisher sind mir noch keine männlichen Hexen über den Weg gelaufen. Es könnte also sein, daß man dich nicht einläßt. Daß die Disco nur für Frauen bestimmt ist.«

Ich sagte nach einer Kunstpause: »Das würde mir nicht gefallen.«

»Eben.«

»Aber ich werde keinen Rückzieher machen, Jane. Ich gehe hinein, und damit hat es sich.«

»Okay. Packen wir es.«

Sie steckte voller Tatendrang, während ich mich verhalten zurückhielt. Mein Gott, wie fremd sah sie aus, und daran trug auch ihr Make-up einen Teil der Schuld. Es war etwas dick aufgetragen und bedeckte das Gesicht wie eine Maske. Um die Augen herum hatte sich Jane Collins für eine dunkle Farbe entschieden, deren Ton irgendwo zwischen einem kalten Blau und einem aschigen Grau lag.

Es hätte nur noch gefehlt, daß sie sich auf den Kopf gestellte Kreuze auf die Wangen gemalt hätte, denn so etwas passierte auch öfter.

»Das kann auch ein Gruftie-Schuppen sein«, sagte ich.

Die Detektivin war davon nicht überzeugt. »Nein, dann hätte die Disco bestimmt einen anderen Namen.«

»Welchen?«

»Was weiß ich? Grabmal oder so ähnlich.«

»Wir können uns nur überraschen lassen.«

Den halb gefüllten Parkplatz hatten wir hinter uns gelassen. Im Schatten des hohen Hauses, in dem nur wenige Fenster erleuchtet

waren, gingen wir weiter.

Die Nähe des Flusses war zu riechen. Es herrschte zudem ein relativ niedriger Luftdruck. Da roch das Wasser eben. Das waren die Menschen, die nahe an der Themse lebten, gewohnt. Der Weg an der Schmalseite des Hauses führte leicht bergab. Es war mittlerweile zwei Stunden vor Mitternacht, und wir wunderten uns beide darüber, wie wenig Betrieb herrschte. Bisher hatten wir noch keine anderen Gäste gesehen, die sich auf den Weg in die Hexen-Disco gemacht hatten.

Es gab auch keinen Hinweisschild. Wer hierher wollte, der wußte, wie er sich zu verhalten hatte.

Der Blick auf das Wasser war frei.

Eine wirklich tolle Kulisse aus Lichtern und Reflexen. Wir sahen die beleuchtete Tower Bridge in der Ferne, aber auch die neu angelegten Straßen zwischen uns und dem Wasser. Über sie hinweg rollten die Fahrzeuge wie Boten aus dem Geisterreich, denn sie waren kaum zu hören.

Vor dem großen Wohn- und Geschäftshaus wirkte die Umgebung sehr gepflegt. Es war teures Pflaster verwendet worden, das immer wieder runde, ovale oder viereckige Lücken aufwies. Sie waren bepflanzt. Das fing beim Baum an und hörte bei bunten Sommerblumen auf.

Jane blieb stehen. »Jetzt bist du dran«, sagte sie und deutete auf den Glaseingang, dessen breite Tür das Licht einiger Strahler auffing und deshalb sehr futuristisch aussah.

»Wie meinst du das?«

»Wo kommen wir rein?«

Das wußte ich auch nicht, konnte mich allerdings um eine Antwort drücken, denn wir sahen in diesem Augenblick zwei Frauen, die aus einem Taxi stiegen.

»Das sind unsere Wegweiser, Jane.«

»Stimmt.«

Wir ließen die Frauen nicht aus den Augen. Von ihnen wurden wir nicht gesehen, denn sie waren nur darauf fixiert, endlich die Disco zu erreichen. Sie hakten sich gegenseitig unter und gingen in eine bestimmte Richtung davon.

Wir hefteten uns an ihre Fersen.

Natürlich bewegten sie sich nicht auf den Haupteingang zu, sondern gingen auf die zweite, uns noch unbekannte Seite des Hauses zu. Ohne zu zögern, ohne sich umzudrehen, sehr zielstrebig. Wir hatten schon Mühe, aufzuholen, denn sie sollten nicht plötzlich verschwinden.

Der Eingang fand sich tatsächlich an der Seite des Hauses. Und die Scheiben waren bemalt. Mit Symbolen aus der Hexensprache oder Hexenschrift, die wir uns aus Zeitgründen nicht genauer anschauten. Bevor eine rot angestrichene Eingangstür noch hinter den beiden ins

Schloß fallen konnte, sprang ich vor und stemmte meinen hochkant gestellten Fuß dagegen. So blieb sie offen. Ansonsten hätten wir klingeln müssen.

»Dann drück uns mal die Daumen«, sagte Jane, als sie die Tür aufschob und als erste das Haus betrat.

Ich blieb dicht hinter ihr. Die dumpfen Musikklänge hatten wir schon vorher vernommen. Jetzt hörten wir sie lauter. Sie drangen aus einem Raum, in den wir noch keinen Blick hineinwerfen konnten, weil der Eingang von einem roten Vorhang verdeckt wurde.

Überhaupt herrschte die Farbe Rot vor. Aber ein dunkles Rot, das mehr an Blut erinnern sollte. Aber das Schwarze war ebenfalls nicht vergessen worden, denn an den Wänden waren wieder die Hexenzeichen zu sehen, und ich entdeckte auch die umgedrehten Kreuze.

Es gefiel mir nicht. Überhaupt stank mir die Atmosphäre im wahrsten Sinne des Wortes.

Eine Frau kam auf uns zu. Eine Farbige, sehr schlank und hochgewachsen. Sie hatte ihre Haare auf ein Minimum schneiden lassen, so daß sie wie halbe Streichhölzer in die Höhe standen, doch das war nicht das, was auffiel.

Es war die Farbe. Superblond und superbleich. Auf mich machte sie den Eindruck einer Person, die ohne weiteres in der Serie Star Treck hätte mitspielen können. Sie trug einen hellen Hosenanzug, deren Jacke so einen tiefen Ausschnitt zeigte, daß ihre Brüste zu sehen waren. Um den Hals lag eine dicke Kette aus Silberringen, und an ihr hing ein ägyptisches Henkelkreuz, ein Ankh. Die langen Finger waren beringt, und zwar mit Totenkopfringen, in deren Augenhöhlen verschiedenfarbige Glassplitter klemmten, die entsprechend funkelten.

Sie lächelte uns an. Nicht eben freundlich, mehr raubtierhaft. Dabei zeigte sie ein perfektes Gebiß.

Für mich hatte sie keinen Blick. Die Augen unter den rot gefärbten Wimpern richteten sich auf Jane.

»Du bist nicht allein gekommen?«

»Das siehst du doch.«

»Dann mußt du wieder gehen, wenn du nicht allein bleiben möchtest.« Sie deutete auf mich und sagte mit einer Stimme, die verächtlich klang. »Wir wollen keine Kerle haben. Erst recht keine Machos.«

»Bin ich das?« Wollte ich von Jane wissen.

Sie ging nicht darauf ein. »Kannst du nicht mal eine Ausnahme machen?«

»Nein!«

Jane überlegte. »Sorry«, sagte sie dann und zwinkerte mir kurz zu. »Du mußt draußen bleiben. Ich will hier hinein. Man hat mir davon

erzählt, und Charlotte wird nicht gelogen haben.« Als Jane den Namen erwähnte, hatte sie sich auf die Schwarze mit den blonden Haaren konzentriert, die aber zuckte mit keiner Wimper.

Ich wehrte mich etwas, wollte sie überreden, aber Jane schüttelte immer nur den Kopf.

»Kann ich denn auf dich warten?« fragte ich noch.

»Nein, das hat keinen Sinn. Amüsiere dich woanders. Ich werde mich hier wohl fühlen.«

Ich gab mich zerknirscht. »Gut, ich mache die Fliege. Aber wir reden morgen darüber.«

Jane lachte nur patzig und wies auf die Tür, auf die ich mit schleppenden Schritten zuging. Der Rausschmiß paßte mir zwar nicht, aber ich mußte ihn hinnehmen, um nicht schon jetzt irgendwelchen Ärger zu verursachen. An der Tür blickte ich noch einmal zurück.

Jane hatte das Interesse an mir verloren. Sie sah mir nicht einmal hinterher.

Dann war ich draußen.

***

Die Schwarze mit den blondierten Haaren atmete auf, als die Tür wieder zugefallen war. »So«, sagte sie, »er ist weg.« Ihre Stimme hatten einen zufriedenen Klang bekommen. »Jetzt sind wir unter uns.« Sie trat einen Schritt zurück und musterte Jane von oben bis unten. »Du siehst ja stark aus.«

»So?«

»Ja, das ist super.«

Jane hob die Schultern. »Ich wollte ja nicht auffallen. Aber ich wußte auch nicht genau, welches Outfit hier richtig ist.«

»Das ist schon okay.« Die Dunkelhäutige streichelte Janes Wangen. Dabei bewegte sie ihren Körper vor und zurück. Sie deutete damit an, was sie mit Jane vor hatte, die erst einmal abwartete. »Ich heiße übrigens Coco. Und du?«

»Jane.«

»Ohhh…« Sie trat zurück und schüttelte den Kopf. »Das ist aber sehr normal.«

»Hast du einen besseren Namen?«

»Nein, noch nicht.« Coco blickte sie aus ihren großen, glänzenden Augen an. »Ich bin hier die Chefin, verstehst du?«

»Das dachte ich mir schon. Aber wollten wir nicht hineingehen und dann etwas…?«

»Nein, noch nicht.« flüsterte Coco. Sie war zurückgetreten und hatte den Kopf zur Seite gelegt, um Jane aus dieser anderen Perspektive anschauen zu können.

»He, was ist? Habe ich was an mir?«

»Überhaupt nicht«, gab Coco flüsternd zurück und saugte schniefend die Luft ein, als wollte sie in Janes Nähe irgend etwas erschnuppern.

Jane verlor ein wenig die Geduld. »Was ist denn los? Was habe ich an mir, daß du so schaust?«

Coco spreizte ihre Finger und machte weiter. Sie schlich um Jane Collins herum wie ein Kater, der scharf auf eine Katze ist. Dabei hielt sie ihren Blick auf die Detektivin gerichtet, und wieder schnupperte sie.

»Du hast etwas an dir«, sagte sie.

»Einen Geruch? Komisch, aber ich habe mich gewaschen.«

»Ja, das Wort Geruch ist schon gut. Aber es trifft nicht ganz das, was ich meine.«

»So? Was meinst du denn?«

»Dich. Dein Inneres, deine Seele.« Sie war wieder dicht an Jane herangetreten. »Wir werden nicht nur Freundinnen im Fleische sein, sondern auch Freundinnen im Geiste.« Cocos Augen waren jetzt dicht vor ihr. Sie erinnerten Jane an geheimnisvolle Laternen, die im Hintergrund angezündet worden waren und die dunklen Pupillen umgaben.

»Was habe ich denn?«

Coco legte Jane eine Handfläche gegen die linke Halsseite. Das Metall der Totenkopfringe war deutlich zu spüren. »Du hast die Kraft in dir. Die alte Hexenkraft. In dir brennt eine Flamme.« Coco war außer sich. Sie atmete schwer und schüttelte den Kopf. »Nicht viele haben dies, aber diejenigen, die es in sich haben, gehören zum engeren Zirkel, verstehst du das? Sie hatten schon Kontakt zum großen Höllenfürsten.«

Jane gab keine Antwort. Dieses Schweigen machte Coco nur noch nervöser. »Ist es so gewesen, Jane? Du kannst es ruhig zugeben. Du bist dann die Fürstin.«

»Und wenn es so wäre?«

»Dann bist du hier genau richtig. So etwas wie dich habe ich gesucht. Der große Plan muß funktionieren, Jane, und ich weiß jetzt, daß ich nicht mehr allein stehe.«

»Welcher Plan?«

Coco legte den langen, ausgestreckten Zeigefinger gegen ihre violett geschminkten Lippen. »Noch bist du nicht lange genug bei uns, um eingeweiht zu werden. Das wird sich ändern.«

»Wann denn?« fragte Jane. »Morgen, übermorgen? Oder erst in einer Woche oder einem Monat?«

Coco lachte sie zischelnd an. Ihr Atem roch irgendwo verbraucht, aber auch nach Pfefferminz.

»Keine Sorge, noch in dieser Nacht wirst du zu den Eingeweihten zählen.«

»Das hoffe ich auch.«

»Nein, nein«, flüsterte Coco, »das ist einfach nicht zu fassen. Ich werde bald irre. Es ist etwas Wunderbares, dich hier zu sehen. Du bist wie eine Botin aus dem anderen Reich, Jane.«

»Das hat sie auch gesagt.«

Sofort war bei Coco die Spannung wieder da. »Wer ist sie? Von wem sprichst du? Etwa von…?«

»Sag es!«

»Nein, Jane, sag du es.«

»Ich meine Charlotte, eine Freundin, eine Bekannte, ebenfalls eine Wissende.«

Jetzt war es heraus, und Jane wartete auf Cocos Reaktion, die zunächst einmal nicht erfolgte. Sie trat wieder auf ihrer Nähe zurück und nickte ihr zu. »Ja, Charlotte«, sagte sie. »Die schöne Charlotte. Wir haben sie unseren Engel genannt. Sie ist hin und wieder bei uns erschienen, und sie war etwas Besonderes. Einige Male hatte sie sogar Blut an ihren Händen und an der Kleidung. Da haben wir dann gewußt, daß sie in unserem Sinne handelte.«

»Wie meinst du das denn?«

»Weißt du es nicht?«

Jane hatte den mißtrauischen Unterton sehr wohl vernommen. Sie schärfte sich jetzt ein, jedes Wort auf die Goldwaage zu legen, bevor sie es aussprach. »Nun ja«, sagte sie etwas gedehnt und wich Cocos lauerndem Blick dabei aus. »Charlotte hat hin und wieder etwas erwähnt, wie sie die Falle gestellt hat. Sie mochte ja diejenigen Heuchler nicht, die sie besuchten. Du verstehst?« Jane war heilfroh, daß sie von John Sinclair die ganze Wahrheit erfahren hatte.

Coco wartete noch ab. Der Mund mit den dicken Lippen verzog sich zu einem wissenden Lächeln.

»Du bist vorsichtig, nicht wahr?«

»Muß man das nicht sein?«

»Doch.«

»Eben.«

»Aber mir kannst du vertrauen, Jane.«

»Das tue ich auch. Doch vertraust du auch mir, Coco?«

Die Angesprochene schloß die Augen und nickte. »Jetzt schon. Zuerst habe ich nur auf mein Gefühl geachtet, nun aber habe ich aus deinen Andeutungen entnommen, daß du eine Wissende bist. Ich liebe das. Ich mag es, wenn man viel weiß und den anderen überlegen ist. Das sind wir, und wir werden es bald alle hier sein.«

»Wie viele sind denn hier?«

»Keine Sorge, du wirst sie sehen.«

»Außerdem habe ich Durst«, beschwerte sich Jane.

»Wir gehen.« Coco nickte. Sie hakte Jane unter wie ein beste

Freundin und preßte ihren Körper gegen den der Detektivin, die sich zunächst nicht wehrte. Sie würde das Spiel mitmachen, denn diese Hexen-Disco hatte sich als brandheiße Spur erwiesen. Hier kannte man die schöne Charlotte, sie gehörte zu den Gästen und auch zu den Wissenden, wie Jane gesagt worden war.

Vor dem Vorhang blieb Coco für einen Moment stehen. Dann fand sie mit zielsicherem Griff die Mittelfalte und schob ihn auseinander. »So, Jane, tritt ein.«

Das tat sie.

Und vor ihr breitete sich eine andere Welt aus…

***

Die Musik war leiser gestellt worden. Sie bildete einen akustischen Hintergrund und war nur bei genauem Hinhören wahrzunehmen. Auch Jane interessierte sich nicht dafür, denn ihre Blicke waren auf ganz andere Dinge gerichtet.

Es ging ihr um das Outfit dieses Lokals, in dem sich die Hexen trafen, ob sie nun tatsächlich welche waren oder sich nur zu ihnen hingezogen fühlten.

Der große Raum war wirklich so dekoriert und ausstaffiert worden, daß sich die Gäste wie zu Hause fühlen konnten.

Beherrschend waren die Farben Schwarz und Rot. Dunkel die Möblierung, aber rot der Boden, so daß der Eindruck einer großen Blutfläche entstand, über die sich die Gäste hinwegbewegten.

An der rechten Seite gab es eine Theke. Schwarz natürlich, aber durch rotes Licht bestrahlt, so daß auch diese Umgebung von dem Bluthauch gestreift wurde.

Die Tische und Stühle zeigten keinen Plüsch oder Samt. Sie sahen nahezu schlicht und kahl aus.

Auf den Tischen standen blasse Kerzen, um deren Dochte Flammen tanzten.

Nicht alle Tische waren besetzt. Aber niemand saß allein. Ein Paar hatte sich immer gefunden, doch an den größeren Tischen hockten auch vier oder fünf Personen zusammen.

Nur Frauen. Jane sah keinen Mann. Sie schritt tiefer in das Lokal hinein und dachte daran, daß es in einer Disco, unter der das Lokal ja firmierte, auch eine Tanzfläche geben mußte.

Die war auch hier vorhanden. Um sie zu sehen, mußte man an der Bar vorbeigehen. Da hörte auch der rote Blutboden auf. Für die Gäste, die allesamt auf Jane und Coco schauten, hatte die Detektivin keinen Blick. Auch die Frauen hinter der Bar interessierten sie nicht. Sie spürte nur, wie sich in ihrem Innern etwas tat. Dort rumorte es, als hätte sie von einer bestimmten, nicht näher zu ortenden Quelle eine Botschaft getroffen, die Jane nicht unbedingt als positiv ansah. Weil

sie Hitzewellen durch ihren Körper schickte.

Es mußte etwas mit der Tanzfläche zu tun haben, in deren Nähe Coco sie schob. Sie hatten den Widerstand der neuen Freundin gespürt, fragte aber nicht nach dem Grund.

»Gleich wirst du es sehen können«, flüsterte sie in Janes rechtes Ohr. »Da wird sich dir ein Teil des Geheimnisses eröffnen…«

»Charlotte?« hörte Jane sich fragen.

»Nein, noch nicht…«

Jane Collins wollte über die Antwort nachdenken. Die Blockade im Kopf war zu groß.

Beide Frauen blieben stehen. Jane hörte wieder Cocos Flüsterstimme dicht an ihrem Ohr. »Schau dir die Fläche an. Schau sie dir genau an, meine Liebe…«

Sie starrte hin. Und sah den Kreis. Sie sah die dunkle, die blaue Farbe. Sie sah das Glas, aus der die Tanzfläche bestand, aber sie sah auch das, was sich unter der Oberfläche abzeichnete.

Ein großes, die Tanzfläche einnehmendes Frauengesicht!

Lilith!

ENDE des ersten Teils